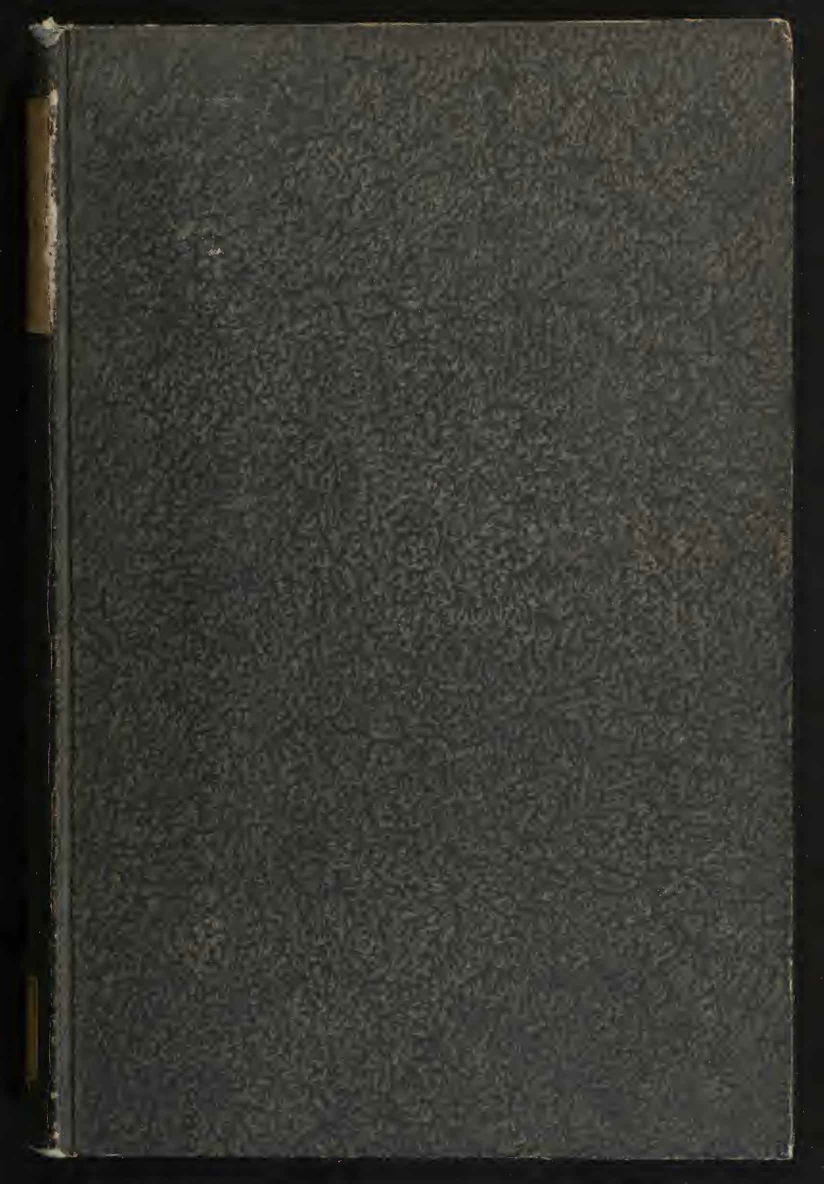


Alphonse François Lacroix.

Dritte Abtheilung.

1. Lacroix' Familienleben.

„Mein Vater! Die Lippe bebt, das Auge feuchtet sich, wenn ich an ihn denke. Wie gewaltig ist doch das Band, das mich an ihn fesselt! Da steht er vor mir, so männlich und doch so zart, — wie Jemand von ihm sagte: so ritterlich ohne alle Rüstung. Ich danke Gott, daß ich bis zum sechzehnten Jahre bei ihm und bei der Mutter bleiben durfte; ein Glück, das wenigen Missionskindern zu Theil wird." Mit diesen Worten ungefähr fängt Lacroix' älteste Tochter, Hanna Mullens, ihres Vaters Leben im heimischen Kreise zu schildern an; und wer an dem strebsamen Jüngling, an dem Wirken des Mannes in seinem Beruf, an seinen Erlebnissen in mannigfacher Umgebung Antheil genommen hat, der wird ihn auch gerne im engen Rahmen des Hauses sehen und an dem edlen Menschen seine Freude haben.

Wie hatte er nur die Kinder so lieb, nicht blos die herangewachsenen, sondern auch die Säuglinge, an denen die meisten Männer so kühl vorübergehen! Hatte er seine Lust an allen Geschöpfen, so blieb ihm doch der Mensch das liebste, und fast um so lieber, je frischer er so zu sagen aus Gottes Händen kam. Ein neugeborenes Kindlein schien ihm die Verkörperung von allem Köstlichen, das es in dieser tiefgesunkenen Menschenwelt noch geben kann, eine Knospe so vollkommen und lieblich, als immer die Blüthe sein konnte, die sich daraus entwickeln sollte. Dabei dachte er immer wieder an das heilige Kind von Bethlehem und Nazareth. „Welch' unaussprechliche Schätze," konnte er sagen, „von sittlichem und intellectuellem Einfluß

mögen in diesem winzigen Leben verborgen liegen, das nun doch so lange bestehen wird, als Gottes eigenes Leben!"

Kein Wunder, wenn darum seine Kinder mit inniger Liebe und tiefer Ehrfurcht an ihm hiengen. Wie gerne versetzten sie sich in jene frühesten Erinnerungen zurück, wenn mit dem Anbruch des Morgens der Vater aus dem Bett sprang, um das jüngste, sobald es erwachte, aus der Wiege zu holen und sich mit ihm zu vergnügen. Noch schlafen die älteren Kinder, es regt sich keine Seele, aber das Kleine ist beim Vater und hat ihn ganz zu eigen. Es darf die altererbte Uhr mit dem Petschaft besehen und schlagen hören, das Bilderbuch liegt auch schon bereit auf dem Nachttisch, und während der Spiele legt der Vater sein Kind dem andern Vater an's Herz, dessen Auge nicht schläft noch schlummert.

Oft wurde Lacroix wegen dieser Anhänglichkeit an Kinder bemäkelt; er ließ sich's gutmüthig gefallen, ohne auf Vertheidigung zu sinnen. Es war einmal seine schwache Seite: er zieht die Jungen den Alten vor. Aber manche junge Mutter ließ sich vernehmen: „Kein anderer als Onkel Lacroix darf unser Kleines taufen," oder: „Onkel Lacroix muß das Kindlein sehen und ihm seinen Segen geben." Am Todtenbette eines Lieblings konnte eine weinende Mutter sich durch die Erinnerung zu trösten suchen: „Der theure Lacroix hat ihn auch geliebt und für ihn gebetet," und sagte sich das wieder und wieder vor. Dieses Bedürfniß nach Kinderliebe hat sich auch im Alter nicht verloren; als er schon von der letzten Krankheit ergriffen in schweren Leiden dalag und die liebsten Freunde vom Krankenzimmer ferngehalten wurden, ließ er das Kind eines Verwandten hereinbringen und freute sich ihm zuzusehen, wie es auf dem Boden sich tummelte.

Wie die eigenen Kinder heranwuchsen, nahm sich Lacroix fortwährend aufs ernstlichste ihrer Entwicklung an. Die Mutter lehrte sie lesen, der Vater aber schnitt ihnen Vögel und Thiere aus Pappendeckel, lehrte sie dieselben anmalen und brachte mit ihrer Hilfe eine ganze Flotte papierener Schiffe und Boote zu Stande. Natürlich hatten die Kinder an ihren grünen Tigern, blauen Löwen, scharlachnen Elephanten eine größere Freude, als an allen Spielsachen eines Nürnberger Magazins. Besuchte er seine Kirchspiele im Süden, was zweimal in der Woche geschah, so konnte er den Kleinen irdene Schlangen und Krähen mitbringen, wie sie die Töpfer von Kalighat zu bilden verstehen, so lebenathmend, daß ganze Schwärme von Krä=

hen davon herbeigelockt und nicht selten Schlangen zu gefährlicher Nähe angezogen wurden. Bald hatte ihm eine Wittwe eine schöne Kokosnuß für die Bawa's (Kinder) mitgegeben, bald fand der Vater selbst rothe Beeren, oder hatten die schwarzen Kinder Muscheln für die weißen aufgelesen; alles trug bei, aus der Wiederkehr des Vaters ein immer neues Fest für das fröhliche Völkchen zu machen. Wußte er doch der geringsten Gabe durch irgend eine ungeahnte Deutung frischen Werth zu geben, an das Gewöhnlichste irgend ein Gleichniß anzuknüpfen. Da findet man im Garten ein ganzes Nest von Brillenschlangeneiern; im Nu hat sie der Vater zerschlagen. „Nicht wahr, das geht leicht! Aber wenn man die Sünde erst ausschlüpfen und großwachsen läßt, wer vermöchte dann es mit der ganzen Brut aufzunehmen?" — Da sammelt die Ameise winzige Zuckerkörner, die ein Kind hat fallen lassen. „Der Elephant ist stolz daran vorübergeschritten; wie glücklich aber sind die Geringen, die auch das Unbeachtetste mit Dank und Freude sich schenken lassen." Dazu kam dann eine Fülle von Anekdoten, die gewöhnlich eine unmerkliche, aber sicher treffende geistliche Spitze hatten. Und wie viel konnte er rühmen von der Gnade Gottes in seinen Lebensführungen: wie er einmal aus dem Fenster fiel, aber von unsichtbarer Hand noch gehalten wurde; wie merkwürdig ihn der Herr vor dem Ertrinken bewahrte; wie er mit Schlangen im finstern Zimmer schlief und keinen Schaden nahm; wie er dem Kampf der wilden Thiere zusah, auch einst selbst eine Boa erlegte, wozu noch viele Erläuterungen aus der Geschichte der Natur und der Menschheit ihm ungesucht zuflossen. So lernten die Kinder ins Reich der Natur und in das der Gnade als in Ein geheimnißvoll verflochtenes Ganze die ersten Blicke werfen.

Einmal findet Lacroix einen englischen Soldaten auf der Straße liegen; er hielt ihn für betrunken, bis es sich herausstellte, daß blos Schwäche in Folge eines Fieberanfalls ihn niedergeworfen hatte. Lacroix nimmt sich seiner an, und nun wird „John Fergussen" ein ständiger Hausfreund und Liebling der Kinder. Was der Vater mit ihm redete, konnten sie wohl nicht verstehen, doch merkten auch sie bald, daß John Jesum Christum zu lieben anfange. Er mußte mit ihnen spielen und frühstücken, und aus allen ihren Geschichtsbüchern sich vorlesen lassen. Welch ein Leidwesen, als es endlich hieß, das Regiment marschire weiter! Die Kinder waren untröstlich, bis ihnen ein John aus Pappendeckel ausgeschnitten und auf beiden Seiten roth

bemalt wurde. Mit diesem vergnügten sie sich noch lange Monate und schienen mit dem geliebten John in der Kaserne und auf dem Schlachtfeld fortzuleben.

„Als wir älter wurden," erzählt die Tochter, „durften wir den Vater Abends auf den Bazär begleiten. Zwar von der Predigt blieb nicht viel hängen; aber wir studirten die Gesichter der Zuhörer, merkten uns, wer am meisten aufhorche, und spekulirten dann über die Wahrscheinlichkeit, ob wohl der und der bald Christ werde. Denn daß dieses die höchste Bestimmung eines jeden Menschen sei, stand uns frühzeitig fest. In gehobener Stimmung kehrten wir an der Hand des Vaters heim. War er dann auch schweigsam, so gieng doch ein stiller Einfluß von ihm aus, der unsere besten Ahnungen und Wünsche weckte." So hat es sich ohne Lacroix' besonderes Zuthun gefügt, daß seine Hanna schon in ihrem zwölften Jahre das Bedürfniß empfand, ihre Kenntniß des Bengalischen im Lehren von Kindern zu verwerthen und auszudehnen. Der Vater ließ es geschehen und freute sich, daß die Kleine ein Verlangen fühlte, Andern wohl zu thun. Ueber diesem Dienst aber meldeten sich höhere Bedürfnisse bei ihr an. Am Neujahr 1840 hörte sie in einer Betstunde den eingebornen Prediger, Sudschat Ali, besonders brünstig für die Kinder der Missionare beten. Das machte tiefen Eindruck; sie beschloß, hinfort sich ganz dem Heiland und Seinem Dienste zu widmen, und sie hat ihr Gelübde gehalten. Welch eine Freude für den Missionar, zu finden, daß, wenn auch er um der Fremden willen oft den Anforderungen seiner Familie nicht gerecht werden kann, doch Gott diese Fremden selbst wieder zu einer Segensquelle für die Seinigen macht.

Lacroix fühlte sein Leben aufs innigste verwoben mit dem Wohlergehen aller seiner Umgebungen. Einem Menschen wehe zu thun, wurde ihm sehr schwer. Zwar wo es nöthig war, konnte er tadeln und strafen, daß es scharf einschnitt; dann mußten ihm aber die Gründe für solch ein Heilverfahren klar wie der Tag sein. Wenn ihm dagegen je ein Wort entfuhr, das tiefer einschnitt als er es meinte, so konnte er sich fast die Zunge wegwünschen. Und wenn Jemand in seiner Gegenwart auch nur einem Bettler unfeine Worte gab, so glitt ein Ausdruck von tiefem Schmerz über sein männliches Gesicht.

Ein Zug von Mysticismus ist ihm, seit er Jung-Stilling las, sein Leben lang geblieben. Ein Philosoph war er nicht, aber Irdisches und Ewiges in seiner Weltanschauung möglichst zusammenzubringen,

fühlte er sich durch seine ganze Gemüthsanlage wie durch seine Lebensführung getrieben. Er beschäftigte sich gerne mit der zukünftigen Welt, sah immer den Himmel und seine Kräfte in das Treiben auf Erden hereinragen, und die Pflanzen, die der himmlische Vater in's dürre Erdreich gepflanzt, in den Himmel hineinwachsen. Da war ihm alle Kunde aus dem Geisterreich willkommen, so sehr er die Nothwendigkeit kritischer Prüfung in diesem dunkeln Gebiete einsah. Seinen nüchternen Freunden war es oft ein Wunder, wie hastig er nach allem griff, was in dieses Gebiet einschlug, wie fröhlich er aus Joh. von Meyer's Blättern oder andern, namentlich deutschen Schriften mittheilte, was auf Geistererscheinungen, Magnetismus und Dämonismus und wie man die Dinge alle heißen mag, ein neues Licht zu werfen schien. Oft hat er solche Geschichten gesammelt, die Zeugen verhört und ihre Aussagen verglichen, um durch den Schutt von Leichtgläubigkeit und Aberglauben, der sich über den wunderbaren Thatsachen angehäuft hatte, auf einen festen Grund sich durchzuarbeiten. Damit hat er gethan, was der sel. Bengel wünschte, wenn er sagt: „Es geschehen zu jeder Zeit viele außerordentliche Dinge, es wird auch sehr Vieles dergleichen vorgegeben; da sollte man mit aller genauen Untersuchung das Wahre und Falsche, das Gewisse und Zweifelhafte auseinandersetzen. Aber es ist der Welt in ihrem Unglauben daran gelegen, daß nichts ausgemacht werde. So kann man unter dem Vorwand des häufigen Betrugs auch der Wahrheit ausweichen." Vieles Merkwürdige und Unerklärliche, das sich in der Heidenwelt begiebt, wird nur aus Furcht vor dem herrschenden Unglauben zurückbehalten. Davon war und blieb Lacroix überzeugt: es ist etwas an der Sache; die Schrift spricht, auch wo sie warnt, für ihre Wirklichkeit; fast jede Familie hat eine Geschichte, welche dafür Zeugniß ablegt; in jedem Volk, in jedem Distrikt erheben sich Stimmen zu ihren Gunsten. Ein solches Ereigniß hat Lacroix oft erzählt. Ein vielgeliebter Freund, er war Missionar im südlichen Indien, hatte die Arbeit seines Vorgängers zu übernehmen. Dieser war gestorben, ehe er die Rechnungen seiner Station hatte ordnen können; doch war er als ein so ehrlicher Mann bekannt, daß man ihm keine Untreue zutrauen durfte. Aber wohin waren denn die 70 Pf. Sterl. gekommen, von deren Verwendung sich nicht die geringste Spur vorfand? Nach mehrtägigem Suchen, ermüdet an Leib und Seele, warf sich der Missionar auf sein Lager; er hätte dem Seligen zürnen können, daß er ihm eine

so unnöthige Mühe aufgebürdet habe. Es war um drei Uhr Nachmittags, das hellste Tageslicht fiel ins Zimmer, da sah er unverkennbar die Gestalt eines Mannes in Predigertracht aus dem Boden steigen und auf den Tisch zugehen, wo die Papiere lagen, eines heraussuchen und zu oberst legen, den hocherstaunten Zuschauer ruhig anblicken und plötzlich verschwinden. Der Missionar eilte an den Tisch und fand zuoberst auf den Rechnungen eine kurze Notiz, wornach 70 Pf. St. Missionsgeld einem Herrn in Madras zu hohen Zinsen geliehen worden wären. An diesen schrieb er; die Schuld wurde anerkannt und bezahlt. — Diese und ähnliche Erfahrungen machten tiefen Eindruck auf Lacroix. Jahre lang vor seinem Tode hatte er sein Haus bestellt, nicht blos um den Seinigen irgend welche Unruhe zu ersparen, sondern auch damit sein Geist in keiner Weise auf die Erde zurückgezogen werde, nachdem er ihr und ihren Dingen entrückt wäre.

Man glaube nicht, daß dieser Hang zu der Nachtseite der Natur unsern Lacroix zu einem Träumer machte. Er ließ sich einmal nicht über die strenge Grenzlinie, welche die Schrift zieht, verlocken; denn er konnte einerseits im Gefühl seiner Schwäche sagen: „So und so ists mir, und obgleich ich Gottes Geist zu haben glaube, mag ich doch irren," — andrerseits aber behielt er fest im Auge, daß es böse Geister wirklich gebe, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, so es möglich wäre, sogar die Auserwählten zu verführen. Das Tischklopfen und Geisterfragen, der Spiritismus Amerika's und das Gewerbe der Hellseherei in England, all das war ihm gründlich zuwider.

Aber kaum konnte ihm Freud oder Leid widerfahren, ohne daß er sich fragte: „Was hat das zu besagen? So klein es ist, muß es doch für die Ewigkeit Bedeutung haben. Wie wählen wir uns doch gewissermaßen unsre Strafen selbst, so gut als unsern Lohn! O daß wir uns jetzt besser schulen ließen, damit wir bei der Preisvertheilung nicht zu kurz kommen!" In welcher Weise er sich die einzelnen Bezüge dachte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Genug, daß es ihn glücklich machte, auf der Leiter der täglichen Erlebnisse immer wieder zu der Welt der ewigen Wirklichkeiten hinanzusteigen. „Heißet es träumen, wenn ihr wollt," konnte er sagen. „Ich habe doch mehr davon, als der Weltmann von seinen ärmlichen Schein-Realitäten!"

Diese Gewißheit seines unverwelklichen Erbes machte Lacroix überaus heiter und getrost, zufrieden in der täglichen heißen Arbeit

auch ohne glänzende Erfolge; sie war es auch, die seiner Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Wenn der Samstag Abend kam, an welchem in seinem letzten Jahrzehnd die verheiratheten Kinder mit den Enkeln ihn regelmäßig besuchten, war Alles gespannt auf das Wiedersehen. Großpapa stand gewiß am Fenster seines Studirzimmers, den Wagen zu erwarten. Drin saß Frau Mullens mit ihren Kindern, dabei etliche schwarze Mädchen aus ihren sechzig Schulkindern, theils zur Obhut über die Kleinen, theils zur Belohnung für gute Aufführung auserlesen; Lacroix empfieng sie an der Thüre, um die ersten Nachrichten von der verflossenen Woche aus der Enkel Mund zu hören. Dann war schon auch für ein kleines Fest gesorgt; ein zahmer Bär ist da und tanzt, oder sind die Schlangenspieler bestellt, um im Garten Schlangen zu fangen, oder ist gar ein Feuerwerk bereitet, überaus großartig — für etliche Groschen. Gibt's nichts Besonderes, so spielt man mit Großpapa's Chamäleon, an dessen langer dicker Zunge und wechselnden Farben sich immer neue Entdeckungen machen lassen. Auch sonst war Lacroix gerade dem Amphibiengeschlecht nur gar nicht abhold. Er fütterte Eidechsen und Frösche, und konnte sich was darauf zu gut thun, daß zwischen ihm und den Schlangen gegenseitige Anziehung bestehe; denn wo immer eine verborgen war, seinem Auge entgieng sie nicht. Ueberhaupt gab es kaum einen Zweig der Naturgeschichte, mit dem er sich nicht gerne befaßte. Wenn er müde von der Arbeit im Garten auf und abgieng, pflegte er zu sagen, wie der Anblick der Naturwunder ihn bis ins Innerste erquicke, er fühle sich wie gebadet und erfrischt durch den Wechsel der Eindrücke; worauf sich ungesucht eine Ahnung Luft machte, wie doch all dieß Vergängliche nur ein Gleichniß und Schatten sei von den wirklichen Gütern der Ewigkeit!*)

*) Auch in der ältesten Tochter machte sich ein tiefer Zug zum Naturleben bemerklich. Sie saß einmal unter ihren Schulkindern, da hörte sie einen Vogel ganz deutlich rufen: Sphatika dschal „Krystallwasser". — „Was ist das?" fragte sie verwundert. — „O," sagte ein Mädchen, „das ist der Tschataki. Haben Sie ihn denn noch nie gehört?" — Sie hatte ihn bis dahin für einen mythischen Voge gehalten, weil die indischen Dichter viel von ihm erzählen, wie er nie in irdisches Wasser den Schnabel tauche, sondern nur Regentropfen trinke. Nun aber vernahm sie von den Kindern, daß er freilich noch existire (es ist der Cuculus melanoleucus), aber sich nur hören, nie sehen lasse. Wunderbar gieng ihr dieser Ruf nach Sphatika dschal durch die Seele. „Ach daß auch wir ebenso nach 'Krystallwasser', nach Lebenswasser dürsteten! Suchen wir etwa nur Gott, wie

Auch von andern Besuchen, welche sich gewöhnlich am Samstag bei Lacroix einfanden, mag Einiges erwähnt werden. Seine Tochter schreibt: „Ich darf hier die Fräulein Ramsay nicht übergehen. Als meine Schwestern zu ihrer Ausbildung nach England geschickt wurden, waren sie es, die sich dieser Aufgabe unterzogen; nachher übernahmen sie noch die Sorge für unsere Kinder, und endlich entschlossen sie sich selbst, nach Kalkutta zu kommen. Hier wurden sie Glieder unserer Familie und nahmen an allen ihren Freuden und Leiden Theil. Fühlten sich doch meine Eltern ihnen zum innigsten Dank verpflichtet. Der Vater sagte oft: einige Schulden lassen sich einmal nie abzahlen; und dazu gehörte die christliche Erziehung, welche diese edlen Damen seinen Kindern und Enkeln im fremden Lande hatten angedeihen lassen.

„Wiederholt stellten sich auch Gäste von England ein. Wenn ein Seekadet oder junger Offizier mit Empfehlungsbriefen, vielleicht von einer besorgten Mutter, nach Kalkutta kam, so wurde er, so lange sein Schiff im Hafen lag, gewöhnlich am Samstag zum Essen eingeladen. Ebenso ergieng es jungen Missionaren irgend welcher Gesellschaft, welche ihr Weg vom Meere oder vom Ausland durch Kalkutta führte; sie mußten wenigstens an diesem Tage unsern Kreis vermehren, wenn nicht ganz im Hause bleiben; denn gastfrei zu sein, vergaßen die Eltern nie, haben auch oft ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Dazu möchte ich nebst vielen Andern den jungen Kaufmann P. Kleinknecht zählen, den mein Vater wie einen Sohn liebgewann, der auch in seinem Hause zur ewigen Ruhe eingehen durfte." So Frau Mullens. Daß aber die Tochter selbst, welche mehr und mehr sich dem Vater im Werke der Mission ebenbürtig zeigte, bei diesen Zusammenkünften eben so viel gab, als sie empfieng, darf nun nach ihrem Scheiden wohl beigefügt werden.

In dieser Umgebung unter so lebensvollen Elementen mußte es auch fast Jedem wohl werden. Denn Lacroix' fröhliches Gemüth schloß sich an solchen Abenden in freiestem Gespräche auf; aus tausend

---

sich der Feinschmecker von einem Genuß zum andern wendet? Sollte nicht unser ganzes Verlangen auf den Trank der Unsterblichkeit gerichtet sein, der vom Krystallfluß vor Seinem Throne ausgeht? Ist doch alles hier nur Schatten und Traum und kann den heißen Durst der Seele nicht stillen! O lieblicher Mahner aus den Lüften, möchten wir drei Schwestern dir ähnlich werden!"

Quellen flossen ihm Geschichten, Anekdoten, Lehren und Gleichnisse zu und ergossen sich am reichlichsten, wenn er sich ganz zu Hause fühlte. Verschlossene Herzen stießen ihn zurück, er konnte solche nicht begreifen. Ebensowenig konnte er sich auf's Glänzen legen; mit dem Besten, das er hatte, rückte er nur unter innigen Freunden heraus. Wenn ihn aber kein fremdartiges Element erkältete, dann floß ihm die Rede, wie der Nachtigall ihr Gesang, keinem zu Lieb und zu Leid, sondern weil das volle Herz sich herausgeben mußte. In der Familie wurde es allgemeine Sitte, die Zeit nach Samstagen zu messen und zu theilen.

Diese Skizze wäre nicht vollständig, wenn Lacroix' Achtung vor dem Weibe übergangen würde. Wenn ihn sein mystischer Hang zum Deutschen machte, ließ seine ungemeine Höflichkeit den Franzosen nicht verkennen. Nicht daß er den Damen leere Komplimente machte; diese haßte er herzlich; sondern in ritterlicher Weise nahm er sich der Schwachen an, und schien im weiblichen Umgang seine Ueberlegenheit hinter die feinste Aufmerksamkeit verstecken zu müssen. Davon hatten, wie von seiner Unterhaltung, seine Gattin und Töchter den meisten Genuß. Wenn das Haus mit Besuchen sich füllte, und er sah etwa eine seiner herangewachsenen Töchter ohne Schemel dasitzen, konnte er mitten durch's Zimmer eilen, um ihr den von Andern übersehenen Dienst zu leisten. Einmal hatte die Familie lange auf einen Brief von Europa gewartet. Da kam er endlich in Kalkutta an, es war wirklich die langvermißte Handschrift; allein die Adresse bezeichnete Lacroix' jüngste Tochter als den Empfänger. Unglücklicherweise war diese in Tschinsura abwesend; Lacroix aber konnte sich nicht überwinden, einen Brief zu öffnen, der an ein Anderes gerichtet war; er sandte ihr ihn unaufgebrochen nach, und war's zufrieden, einen Tag länger in banger Erwartung zuzubringen.

Die Trennung von seinen Kindern, zum Behuf ihrer Ausbildung in Europa, war ihm eine schwere Aufgabe, so klar er ihre Nothwendigkeit erkannte. Schon im Jahr 1837 sandte er seinen achtjährigen Eduard nach England, einmal um ihn den Wirkungen des heißen Klima's zu entziehen, nicht weniger aber um die schädlichen Einflüsse der heidnischen Umgebung abzuwenden. Wenn Europäer in Indien ihre Kinder, wiederholt vom Fieber heimgesucht, dünn und schlank wie Rohre aufschießen sehen, unfähig, sich im Freien herumzutummeln, vertraut mit einer meist unzuverlässigen Dienerschaft,

offen für alle Eindrücke der übermächtigen Heidenwelt, dann muß auch der Unbemittelte, ja der zärtlichste Vater sich entschließen, zu ihrem Besten sie von sich zu lassen, sobald sie die zarten Kindheitsjahre überstanden haben. Entschieden hat auch Lacroix dieß erkannt und sich an die Pflicht gehalten, das zeitliche und ewige Wohl seiner Kinder auf diesem Wege zu fördern, so schmerzhaft es auch für ihn sein mochte. Gerne hätte er den Knaben begleitet, schon weil er keine nähere Bekannte in England hatte und kaum aus der Ferne bestimmen konnte, wie es mit der Wahl der Schule und andern Anordnungen gehalten werden sollte. Doch fand er, bei dem damaligen Stand seiner Gesundheit, daß er noch länger in Indien zu bleiben habe, ehe er sich die für Leib und Geist gleich nöthige Erholung durch eine Reise nach Europa gestatte. Als sie endlich zur Ausführung kam (1841), nahm er seine drei Töchter mit sich nach England. Nur Hanna, die älteste, kehrte mit ihm zurück, um dem schon vor der Abreise liebgewonnenen Berufe, an den Seelen der Hindumädchen zu arbeiten, sich nun völlig zu widmen.

Schwer aber vermißte Lacroix die zwei jüngeren Töchter, welche zehn ganze Jahre ihm entrückt blieben. Täglich sehnte er sich nach ihnen, täglich malte er sich die heranwachsenden Gestalten vor. In Briefen voll Liebe mahnte er sie beständig an die große Aufgabe ihres Lebens, für die Ewigkeit zu reifen. So schrieb er einmal seiner Laura: „Es war uns beiden ein rechter Genuß, dich so lieblich von der Heimkehr reden zu hören. Ja, liebstes Kind, wenn es irgend auf Erden ein Plätzchen giebt, das du Heimat nennen kannst, wirst du es bei deinen Eltern finden, deren Herzen mit dem deinigen zusammengewachsen sind, an denen du unter allen Umständen die wahrsten, zärtlichsten, mitfühlendsten Freunde haben wirst, denen du zu jeder Zeit alles was dein Herz fühlt, genießt und befürchtet, anvertrauen kannst. — Nun freut mich aber besonders, daß du anfängst, deinem Vater über die Zweifel, ob du noch Gottes Kind seiest oder nicht, Mittheilungen zu machen. Eine feste Gewißheit wird uns nicht immer am Anfang unserer christlichen Laufbahn geschenkt, ohne daß der Herr uns darum weniger lieb hätte; ja manchmal können lange Jahre hingehen, wie mir selbst begegnete, ehe einem diese beseligende Versicherung zu Theil wird. Denke nur, wie es Christian gieng in Bunyans Pilgergeschichte. Er hatte eine gute Strecke auf der Straße nach Zion zu gehen, ehe ihm die Bürde vom Rücken fiel und die köstliche

Rolle von den Glänzenden gegeben wurde. Und doch war der gute Pilger diese ganze Zeit hindurch dem Herrn des seligen Orts, nach dem er reiste, um nichts weniger theuer. So hoffe ich, steht es auch mit dir. — Sei nur auch im Geringsten dem treu, der dich berufen hat. Halte dich zu Ihm im stillen Gebetsumgang; wenn du sündigst, laß nie die Sonne untergehen, ohne daß du dich demüthigst und Ihn um Vergebung für diese besondere Sünde bittest. Auf diese Weise hältst du dir den Zugang zu Ihm offen; Satan wird fern gehalten; und wenn du auch den vollen Frieden, der alles Erkennen übersteigt, noch nicht genießst — auch vorgerücktere Christen haben ihn nicht ohne Unterbrechung, — so wirst du doch nicht ohne ein gewisses Maaß von Frieden sein; ein halblautes Wohlgefühl wird dir sagen, daß du des Herrn bist, daß Er dich liebt, und daß Er dich nie wird Seiner Hand entreißen lassen. Laß dir also noch einmal gesagt sein: miß deinen geistlichen Zustand und die Liebe des Herrn zu dir nicht an deinen Gefühlen, denn diese sind auch bei den gefördertsten Christen so unstät wie die Wolken am Himmel, sondern traue Seiner Treue. Hat nicht der Heiland gesagt, er werde keinen wegwerfen, der zu Ihm komme?"

Wie an die himmlische Heimat, so mahnte Lacroix seine Kinder noch beständig an die irdische: sie sollten Indien als ihr Vaterland ansehen. Ueber Indien gab er darum weitläufige Mittheilungen, beschrieb sein ganzes tägliches Leben, erzählte von seiner Arbeit und seinen Wanderungen und merkte sich alle interessanten Erlebnisse für den nächsten Brief. Endlich kam die Trennung zu ihrem Schluß. Seine Hanna, welche Krankheitshalber genöthigt war England wieder zu besuchen, begleitete ihre Schwestern nach Bengalen zurück (1854). Es war eine unbeschreibliche Freude, als er die Kinder wieder in seinem Kalkutta umarmen durfte. Sie brachten ihm neue Sorgen, neue Aufgaben; aber fröhlich unterzog er sich denselben und vollendete mit Umsicht und Zucht das angefangene Werk der Erziehung. Unter allen Freuden seiner letzten Jahre war wohl die größte die, daß er nun alle die Seinigen zu einer wahrhaft christlichen Familie vereinigt um sich hatte.

2. Letzte Jahre und Tod.

Hatte Lacroix sich schon lange gesehnt, all seine Kraft der Heidenpredigt zu widmen, so konnte er doch sich den Anforderungen, welche

die bereits gesammelten Gemeinden an ihn machten, nicht auf einmal entziehen. Erst im Jahr 1851 wurde er anderer Arbeiten so weit enthoben, daß er nun die Predigt auf Reisen und in der Hauptstadt als seine ganze Aufgabe betrachten konnte. Gewöhnlich predigte er an fünf Abenden in der Woche, und standen ihm hiefür fünf Kapellen in Kalkutta offen. Die Hindu's hörten ihm mit steigernder Aufmerksamkeit zu; sein Name war allgemein bekannt und hochgeachtet. Die Lust, mit ihm zu disputiren, hatte sich so ziemlich verloren. Zog er nun auch wiederholt gegen irgend welchen Grundirrthum des Hinduismus zu Felde, wie gegen den Götzendienst, die Kaste, die Seelenwanderung, das Lügenwesen, die Ansicht, daß Gott Urheber der Sünde sei, so lag ihm doch mehr daran, das volle freie Heil in Christo unverkümmert zu verkündigen.

Die götzendienerische Opposition war so ziemlich zum Schweigen gebracht. Ebenso machten die da und dort wieder aufgewärmten Spekulationen der alten Hinduphilosophie keine neuen Anstrengungen nöthig. Als ein Pröbchen dieser Schulweisheit sei hier der Besuch eines alten Brahmanen erwähnt, welcher mit wichtig thuender Miene sich bei Lacroix einführte, um eine ungeheure Erfindung auf dem theologischen Gebiet mitzutheilen. Er habe nun endlich erkannt, was das Wesen Gottes sei; er verlasse sich darauf, daß Lacroix, wenn er die Neuigkeit veröffentliche, sich das Verdienst des Funds nicht selbst zueigne. Lacroix war ganz Ohr, die neue Offenbarung zu vernehmen, worauf der Pandit weiter herausrückte: „Jeder denkende Mensch giebt zu, daß Gott der Urquell aller Wirklichkeit ist. Ebenso wird zugestanden, daß das Licht zuerst geschaffen wurde. Also muß, was vor dem Lichte war, der Ursprung aller Dinge, es muß Gott sein. Was aber vor dem Licht existirte, ist die Finsterniß, — also ist Gott Finsterniß."

Bedeutender aber war die neue Opposition, welche von der englisch gebildeten Jugend der höhern Kasten ausgieng. Diese hatten etwas von der Lebenskraft des Christenthums erfahren und haßten es ebendarum viel gründlicher als die Geringen; es sollte nun im Geiste der neuen Zeit, vom Standpunkt des Deismus aus, bekämpft werden. Der erste Angriff, welcher den Missionsschulen eine freie Schule entgegensetzte, ist schon oben (S. 363) erwähnt worden. — Der nächste Schlag sollte auf literarischem Gebiet geführt werden. Die Werke englischer Rationalisten wurden in Tractaten veröffentlicht,

welche den Titel trugen „rationelle Analyse des Evangeliums". Ihre Wirkung unter dem „jungen Bengalen" war bedeutend genug, um zu einer Ausgabe von elf Gegenschriften, bestehend aus den besten Erzeugnissen der englischen Apologetik, Veranlassung zu geben. — Nun sollte aber auch durch das freie Wort gewirkt werden. Mit dem Jahr 1846 fiengen die Vernunftgläubigen an, vor dem versammelten Volke Reden zu halten. Da trug es sich oft zu, daß Locroix durch seine Predigt eine Zuhörerschaar angelockt hatte, welcher nun einer der Vorkämpfer des Unglaubens durch seine Gegenrede das Evangelium lächerlich zu machen suchte. Es kam zu ärgerlichen Auftritten; aber bald zeigte sichs, daß diese aristokratischen Seelen dem Missionar den Rang nicht abzulaufen vermochten; denn daß dieser es gut mit ihnen meine, war den Hindu's einmal nicht auszureden, und die leichtfertige Art, mit welcher das religiöse Bedürfniß abgefertigt wurde, konnte dem Volksgeist nicht zusagen. Wiederholte Versuche stellten die Unfähigkeit dieser vorgeblichen Leiter der Nation, populäre Wirkungen auszuüben, in's hellste Licht. Die einzige Folge war am Ende, daß ein zunehmendes Häuflein gebildeter Jünglinge sich zu dem Gottesdienst in bengalischen Kirchen einfand, und am Schlusse desselben um christliche Schriften zu bitten wagte.

Die nächste Phase, welche die literarische Opposition durchlief, wird durch eine Reihe von Schriften bezeichnet, in welchen nicht mehr der fade Carlile, sondern die pantheistische Richtung eines Emerson, der feinere Skepticismus F. Newman's, kurz die von deutschen Elementen tingirte neueste Schule des englischen Unglaubens den Ton angab. Nirgends sind die berühmten „Oxforder-Abhandlungen" mit größerer Freude begrüßt worden, als in diesen Kreisen, welche sogar mit den Stimmführern jener Schule in schriftlichen Verkehr traten.

Um diesem Geist des Unglaubens entgegenzutreten, hatten die Missionare in ihren Konferenzen beschlossen, eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten. Lacroix übernahm darin die Schilderung des Hinduismus, welche an 600 junge Männer mit größter Aufmerksamkeit anhörten, zum nicht geringen Verdruß der brahmischen Tagesblätter, welchen über dem unleugbaren Erfolg dieser englischen Vorträge der Gleichmuth völlig ausgieng. Sechs andere Vorlesungen in bengalischer Sprache behandelten die Hauptlehren des Evangeliums. Auch diesen wohnte eine beträchtliche, freilich jedesmal wechselnde Anzahl forschender Bengalen an.

Immer wichtiger wurde unter diesen Anstrengungen dem alternden Missionar der unmeßbare Umschwung der öffentlichen Meinung in Allem, was die höchsten Interessen Indiens betraf. Zwar die Bekehrungen blieben sporadische Erscheinungen; die Massen waren noch nicht bereit, sich unter das Panier Christi zu reihen. Aber sie waren vom Sauerteig des Evangeliums in einer Weise durchdrungen, welche die größte Umwälzung in immer sicherere Aussicht stellte. „Der Vorbereitungsproceß, welchen die Mission eingeleitet hat, ist die eigentliche Frucht unserer Arbeit. Nichts fördert ihn so sehr, als die Predigt des Evangeliums in der Sprache des Volks; diese Ueberzeugung ists, die mich treibt, ihr alle meine Kraft zu widmen. Während ich mich freue, daß so viele meiner Brüder dasselbe Werk in Missionsschulen betreiben, um auf die Jugend zu wirken, bleibt es meine Aufgabe, unter den Erwachsenen dieses Ziel zu verfolgen. Und wenn mich der Herr am Leben erhält, hoffe ich von dieser Arbeit, so geringfügig sie Manchem erscheinen mag, noch herrliche Ergebnisse zu sehen." In diesem Geiste arbeitete Lacroix weiter, ermuntert durch die gleichlautenden Erfahrungen anderer Veteranen, welche in dem stillen aber sichern Fortschritt der öffentlichen Meinung das Wirken von Gottes ausgestrecktem Arm erkannten und anbeteten.

Ein Besuch in Puri, welchen Lacroix im Juni 1849 mit seinem Schwiegersohn unternahm, führt uns auf eine andere Weise seiner Wirksamkeit. Die Orissa Missionare hatten diesen Besuch gewünscht, einmal um bei dem großen Fest Dschagannath's den Pilgern aus Bengalen das Evangelium nahe zu bringen, dann aber um sich über die Wege zu berathen, auf denen die Abschaffung der ärgerlichen Unterstützung dieses „Weltherrn" (das bedeutet Dschagannath) durch öffentliche Gelder erzielt werden könnte. Neun Missionare mit zehn Nationalgehülfen kamen zu diesem Zweck auf eine Woche zusammen und ruhten von der harten Arbeit des heißen Tags bei einem christlichen Freunde in Puri, Hrn. Hough, in herzlichem Vereine aus. Wie freuten sich die Brüder der seligen Gemeinschaft im Herrn! Besonders erquicklich für Lacroix war die Bekanntschaft mit dem weitherzigen Lacey, einem gewaltigen Orissa Prediger von Lacroix' Alter und Natur. Was er damals sah und hörte, hat er, nach Kalkutta zurückgekehrt, vor einer großen Versammlung in lebendigster Weise geschildert. Man sah die breite Straße, auf der die Götterwagen sich hinschleppen, die schmutzigen Gassen und Pilger-

herbergen, die heiligen Teiche, in welchen die Wallfahrer baden und himmlische Schildkröten füttern; die entsetzlichen Feuerstätten mit 300 brennenden Leichen, umgeben von unzähligen Schädeln und Raubvögeln; vor allem den heiligen Tempel mit seinem hohen Thurm, den massiven Hallen und dem Juwelenthor, auf dem der Götze ruht. Dann beschrieb er die Priester und ihr fluchwürdiges Treiben bis zu dem ergreifenden Augenblick, da Hunderttausende von Sturm und Regen gepeitscht nach langem Warten endlich den großen Weltherrn auf seinem Wagen erblicken und anbeten. Zwischen diesen Scenen die Predigt des Evangeliums durch vereinzelte Zeugen an die ungezählten Massen aus jeder indischen Landschaft. Es folgte eine erschütternde Darstellung der grauenhaften Früchte dieses Götzenfestes, der massenhaften Opferung von Menschenleben durch Seuche und Entbehrungen jeder Art, und die Frage, was gethan werden könne, um die Verbindung der brittischen Regierung mit diesem Sitz des Götzendienstes zu Ende zu bringen.

Schon am folgenden Tage nahm die Konferenz der Missionare diese Frage auf. Man vereinigte sich zu einer wohl motivirten Bitte an den Direktorenhof. Andere Maaßregeln folgten; Lord Dalhousie entschloß sich, dem schreienden Uebel abzuhelfen, und der letzte Akt seiner amtlichen Thätigkeit erledigte die Frage für immer. Der Geldbeitrag wurde entzogen, die Ansprüche des Tempels durch eine Anweisung auf Ländereien befriedigt und die Aufsicht der Regierung durch die Bevollmächtigung von Tempelverwaltern ersetzt. Die vieljährigen Bemühungen der Orissa Missionare, diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, waren endlich durch die Nachhilfe ihrer Brüder in Kalkutta mit Sieg gekrönt, und kein Priester konnte sie hinfort durch den stehenden Einwurf beschämen: die Kompagnie selbst huldige ja alljährlich dem Weltherrn.

Noch andere gemeinnützige Maaßregeln verdanken dieser Konferenz der Kalkutta Missionare ihre Entstehung und Förderung. Dahin gehört besonders das Gesetz lex loci genannt, welches im J. 1850 die Enterbung der Bekehrten durch ganz Indien verbot. In solchen Berathungen war Lacroix' Betheiligung von größter Bedeutung. Denn es fehlt nirgends an engherzigen, einseitig gebildeten Männern, welche durch ihre wohlmeinende Halsstarrigkeit die wichtigsten Interessen gefährden. Mit Recht hat einmal A. Judson in seiner barokken Weise geäußert: ein einziger hartnäckig gewissenhafter Mann vermöge

wohl eine Mission zu ruiniren. Da war denn Lacroix der Mann am rechten Ort, — werthvoll schon durch seine Ansichten, gegründet auf umsichtige Beobachtung, ausgebreitete Erfahrung und die Weisheit von oben; noch werthvoller durch sein hochherziges, launenloses Gemüth, das immer mit Macht für den Frieden eintrat. Keiner war daher so beliebt und gesucht in Kommittee-Arbeiten jeglicher Art. Freimüthig gab er seine Meinung ab, ließ sie gerne von Jedermann prüfen und ermüdete nicht in Stunden der Erhitzung oder Verstimmtheit, seine Lindigkeit allen Menschen kund zu thun.

So nachgiebig er sich aber in untergeordneten Fragen zeigte, konnte doch Keiner entschiedener auftreten als Lacroix, wo es sich um Recht oder Unrecht handelte. Da war er der feste Wall, um den sich Alle sammelten, welche große Pflichten und allgemeine Interessen gegen die Selbstsucht und Halbheit der Einzelnen vertheidigen mußten. So hatte er einigemal für die Rechte und Anordnungen seiner Gesellschaft zu kämpfen, bald in lang verzogenen Disputen, bald in heißem Zusammenstoß; einmal saß die Kommittee vom Mittag bis zum Sonnenaufgang. Solche Ereignisse sind wohl in keiner Mission häufig, aber glücklich ist diejenige zu preisen, welche in solchen Krisen Männer wie Lacroix hat, entschlossen, was es auch koste, für das Recht einzustehen!

Die Bekehrung von drei Zöglingen des Bhowänipur-Instituts rief im Jahr 1851 einen jener spasmodischen Angriffe auf die Missionsschulen hervor, welche die Furcht der Brahmanen vor dem endlichen Sieg des Christenthums zu enthüllen geeignet sind, so wenig sie auch seine Fortschritte zu hemmen vermögen. Die Heiden schrieben damals: „Die christliche Religion ist nun einmal durch die hinterlistige Wirksamkeit der Missionare so weit unter uns verbreitet, daß fast kein gebildeter Hindu zu finden sein dürfte, der nicht etwas davon wüßte. Daher ist es ungemein wünschenswerth, sich eine Kenntniß der Einwürfe zu verschaffen, welche ausgezeichnete Männer jener Länder, wo die Religion Jesu der Volksglaube geworden ist, gegen sie vorbringen." Mit unglaublichem Eifer haben diese Deisten sich zusammengethan, die Gemüther zu verwirren und englische Schulen zu stiften, in welchen zwar der Hinduismus weder vertheidigt noch gelehrt, aber das Christenthum mit allen Waffen bekämpft wird. Dennoch traten immer neue Jünglinge auf, welche dieser entschlossenen Opposition zum Trotz den Glauben such-

ten und fanden. In Bhowānipur allein sind es ihrer dreißig, welche Lacroix getauft sehen durfte. Mit aller Kraft half er ihnen über die Prüfungen ihres Uebertritts hinweg, leitete ihre theologischen Studien und übte sie in der Predigt des Worts und in der Behandlung religiöser Streitfragen. Drei von ihnen sind nun ordinirte Prediger des Evangeliums.

In früheren Jahren hatte Lacroix mit lebendigem Interesse die Bewegung verfolgt, welche Rammohan's Anhänger ins Leben riefen. Um 1840 nämlich traten sie als Reformatoren des Hinduismus auf, indem sie sich als die Gesellschaft der Brahmisten konstituirten, in Zeitschriften und Tractaten ihr System bekannt machten und durch einen besondern Gottesdienst das religiöse Bedürfniß zu befriedigen suchten. Lacroix besuchte diesen oft an den Mittwoch-Abenden in der wohl erleuchteten Halle, in deren Mitte zwei Pandits auf Teppichen saßen und den Weda vorlasen, Anreden hielten und die Stunde mit dem Gesang von Hymnen unter Begleitung einheimischer Musik schlossen. Gerne führte Lacroix auch Besuche dort ein, so interessant war ihm diese neue Phase des Hindulebens. Aber wenn die Brahmisten auch mit dem groben Götzendienst einigermaßen brachen, hielten sie doch die Kaste fest und konnten ebendarum keine energische Opposition hervorrufen. Am Mangel einer solchen sind sie im Grunde wirkungslos eingeschlafen. Ohne Märtyrer kommt einmal keine neue Religion zu irgend welcher Bedeutung, und Abhandlungen über Schöpfung und Sittenlehre erschüttern den Hinduismus nicht.

Doch Lacroix' Arbeitszeit war nun beinahe abgelaufen. Er hatte auf einer seiner Predigtreisen Berhampur erreicht, als er von Leberleiden und Fieber zur Rückkehr nach Kalkutta gezwungen wurde. Das war im März 1856. Umsonst lud ihn die Missions-Kommittee ein, sich nach Europa einzuschiffen; umsonst riethen die Aerzte zur Rückkehr. Er wollte, auch nach monatelangen Leiden, in seinem zweiten Vaterlande ausharren. Eine Landreise ins obere Indien sollte seine Kräfte neu beleben. Er fuhr im November den Ganges hinauf und wohnte den wichtigen Berathungen der in Benāres versammelten Missionskonferenz bei, — dreißig der erfahrensten Arbeiter waren hier beisammen zu finden, wie im vorigen Jahre 47 in Kalkutta; — über Allahābad, Khanpur und Agra kam er hinauf bis nach Delhi, labte sich überall an den lieblich blühenden Missions-Oasen, konnte sich aber nicht mehr zu einem längeren Aufenthalt in der kühlen Bergluft

entschließen. Sein Herz zog ihn nach Kalkutta zurück. Und mit Freuden bemerkten die Seinigen, daß er leiblich und geistig erfrischt wieder unter sie trat, um noch zwei Jahre der Mittelpunkt des lieblichen Kreises zu sein.

Da brach im Mai 1857 der Militär-Aufruhr aus. Wie ein Hunnenschwarm oder eine Mongolenwanderung verheerte er die friedlichen Felder, an denen sich noch eben Lacroix' Auge geweidet hatte. Kalkutta war Wochen lang in der größten Gefahr. Ein Neffe hatte sich in Dschilam mit seinen Sipahis einen Tag lang herumzuschlagen; ein Anderer entrann vom Paradeplatz in Benäres Dutzenden nachgesendeter Kugeln; noch Einer hatte in Allahābad die Meuterer zu richten. Ein anderer Jüngling, der sein Schwiegersohn werden sollte, schlug sich mit Havelock bis Lacknau durch und erlag dort der Seuche. Und wie war das Häuflein von Missionaren, das Lacroix noch eben begrüßt hatte, zusammengeschmolzen! Seine Wirthe in Fattehparh waren unter den Märtyrern von Khanpur. Der letzte von allen Arbeitern, die er bei seiner Landung auf dem Felde traf, Mundy, war schon 1853 heimgegangen. Grund genug für ihn, sich nun auch zum Abschied zu rüsten. Er hatte viele Wechsel gesehen, auch die Ostindische Compagnie ward nun zu Grabe getragen (1858), — da nöthigte ihn die Versetzung eines alten Freundes, aus der heißgeliebten Arbeit herauszutreten und, statt den Bengalen, einer englischen Gemeinde als Prediger und Seelsorger zu dienen. Mit schwerem Herzen gehorchte er dem Ruf, predigte noch einige Monate lang „als ein Sterbender zu Sterbenden", und pflegte mehr als je mit Gebet und Schriftstudium den stillen Verkehr mit seinem Herrn. Stilling's Worte waren oft auf seinen Lippen; der sechzigjährige, früh gealterte Held zählte sich nun auch zu den „Heimwehkranken, die nach Hause kommen sollen".

Am 19. Mai warf ihn eine Leberentzündung aufs Lager. In den zwanzig Kapellen und Kirchen Kalkutta's wurde für das theure Leben gebetet; „denn," wie ein Prediger bemerkte, „wer denkt auch je bei Lacroix' Namen an die Londoner Gesellschaft? Er gehört uns Allen an!" Die Gebete wurden in so weit erhört, daß er nicht, wie so oft in tropischen Krankheiten geschieht, im Sturme weggerafft wurde, sondern langsam hinzehrte. Er selbst betete viel, oft in des Zöllners Worten, und fühlte sich so ganz als unnützer Knecht, daß ihm das Gleichniß vom verlorenen Sohn das trostreichste Kapitel

wurde. Wo er konnte, brachte er noch ein Wort der Ermahnung, des Trostes und Dankes an. Als die Hoffnung auf Genesung schwand und sein Neffe, Dr. Vos, ihm das nahe Ende ankündigte, sagte er ruhig: „Um so besser." Er wollte auch schon seinen seligen Schwiegervater gesehen und gesprochen haben. Doch war's allein der Name Jesu, was bis zum letzten Augenblick, so oft er ihn hörte, ein seliges Lächeln auf seinem eingefallenen Gesichte hervorrief. So sahen ihn noch die Freunde alle, auch die schwarzen Brüder von Bhowānipur; in seiner Gegenwart konnte Keiner weinen, aber wenn sie aus dem Zimmer traten, brach ihnen das Herz. Ruhig schlief er an einem der heißesten Sommertage ein (8. Juli 1859); und der alte Duff gab wohl den Gefühlen Aller derer, welche den Seligen gekannt, der fast vierzig Jahre des Tages Last und Hitze getragen hatte, den richtigen Ausdruck, wenn er in seinem Nachruf das Wort Davids zu Grund legte: „Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?"

„Mein Erstling aus den Heiden."

Eine Skizze aus den Erlebnissen eines indischen Regierungskaplans.

In dem Freibrief, welchen der König William III von England der weiland Ostindischen Kompagnie im Jahr 1698 ertheilte, heißt es ausdrücklich, „daß in jeder Garnison und bedeutenderen Handelsniederlassung im besagten Ostindien ein Geistlicher sein solle," und daß diese Geistlichen „innerhalb eines Jahres nach ihrer Ankunft daselbst die portugiesische Sprache zu lernen haben, sich auch Mühe geben sollen, die Sprache des Landes, darin sie wohnen, sich anzueignen, damit sie um so besser im Stande seien, die Heiden, welche etwa Diener oder Sklaven der Kompagnie oder ihre Zwischenhändler sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten". Dieser Artikel ist jedesmal aufs Neue eingeschärft worden, so oft der Freibrief der Kompagnie von der Regierung oder dem Parlament neu bestätigt wurde; und auch jetzt, wo das indische Reich an die Krone Englands übergegangen ist, fühlt sich die Letztere an diesen

Artikel gebunden. Man kann auch ohne Bedenken sagen, daß sowohl die Kompagnie, als die englische Krone, dieser Verpflichtung in so weit redlich nachgekommen sei, als beide bis auf den heutigen Tag allezeit möglichst dafür besorgt waren, an jedem bedeutenderen Ort Indiens, wo englische Garnisonen oder eine größere Zahl von brittischen Civilbeamten sich befindet, einen Geistlichen der brittischen Episkopalkirche anzustellen. Die Zahl dieser Regierungskaplane, die gegenwärtig von Peschawr an bis zur Südspitze von Ceylon über das ganze indo=brittische Reich vertheilt sind, kann in der That nicht gering sein, und wenn dieselben die ursprüngliche Aufgabe, welche ihnen in dem Freibrief gestellt worden ist, jederzeit treu, eifrig und gewissenhaft zu erfüllen bemüht gewesen wären, so hätte durch sie allein die Evangelisirung Indiens ungeheure Fortschritte machen müssen, auch ohne die Mitwirkung eigentlicher Missionare. Die Bedeutung dieser Kaplane für das Wohl Indiens tritt um so stärker in's Licht, wenn man sich erinnert, daß den eigentlichen Missionaren bis zum Jahr 1813 der Zutritt in das indo=brittische Territorium schnöde versagt war; und wer die Geschichte dieses Landes kennt, der weiß, wie tiefgreifend und reichgesegnet die Arbeiten der Kaplane Thomason, Henry Martyn, Corrie und anderer Männer Gottes für die Bekehrung Indiens waren. Allein leider haben die Geistlichen selbst, welche von der Kompagnie im Lauf von anderthalb Jahrhunderten auf den verschiedenen Militär= und Civilstationen jenes ungeheuren Reichs angestellt wurden, nicht nur die Aufgabe, „die Heiden in der protestantischen Religion zu unterrichten," sondern auch die religiöse und geistliche Pflege ihrer eigenen Landsleute vielfach aufs schmerzlichste versäumt und kläglich vernachläßigt. Es gab eine Zeit, wo die größere Zahl jener Kaplane sich nicht scheute, lieber auf Tiger=, Wildschwein= und Bärenjagden zu gehen, auf Bällen zu erscheinen, Theater und andere Lustbarkeiten zu arrangiren und bei Trinkgelagen die Nächte zu durchschwärmen, als ihres heiligen Amtes zu warten und den Seelen priesterlich suchend nachzugehn. Die Schilderungen, welche aus jener Zeit in Betreff der sittlichen und kirchlichen Zustände der europäischen Bevölkerung Indiens zusamt ihren Geistlichen noch vorhanden sind, gränzen an's Unglaubliche; und es ist nicht zu verwundern, daß von Männern, die der Seelen ihrer europäischen Pflegebefohlenen gewissenlos vergaßen, nicht nur nichts für die Rettung der heidnischen Hindu's gethan wurde, sondern daß manche Kaplane ge=

radezu mit dazu beitrugen, das Christenthum in den Augen der Heiden in Mißkredit und Verachtung zu bringen.

Zwei wichtige Veränderungen sind in dieser Beziehung im Lauf der letzten 25 bis 30 Jahre eingetreten. Auf der einen Seite nemlich ist die sittliche und religiöse Haltung der Regierungskaplane, wie der Zustand der europäischen Bevölkerung Indiens überhaupt, wesentlich anders und entschieden besser geworden. Wenn auch da und dort von diesen Geistlichen nicht immer und überall ein erbauliches Exempel gegeben wird, so darf man doch mit Zuversicht sagen, daß dieselben im Allgemeinen würdig wandeln und ihres Amtes ernst und treulich warten. Wenn man nun aus dieser erfreulichen Umwandlung der Dinge gerne den Schluß ziehen möchte, daß nunmehr die Regierungskaplane wohl auch eifrige Mitarbeiter der Missionare sein werden, so begegnet man einer zweiten folgenreichen Veränderung, die in der letztverflossenen Zeit in Indien eingetreten ist. Wir meinen jenes Princip der Nichteinmischung in die religiösen Angelegenheiten des Landes, — ein Princip, das nicht blos den Civilbeamten und Offizieren der Armee, sondern auch den Kaplanen streng verbietet, sich mit der christlichen Unterweisung und Evangelisirung der Hindu's zu befassen. Dadurch sind die zahlreichen englischen Geistlichen, welche von der Regierung in Indien angestellt sind, abermals faktisch von der sie umgebenden Heidenwelt isolirt, und das Gesetz hindert sie, mit den Missionaren brüderlich zusammenzuwirken. Allerdings durchbricht da und dort der treue Liebessinn einzelner Kaplane die Schranken jenes unglücklichen Verbotes, und nicht selten begegnen wir herrlichen und reichgesegneten Erfolgen, die der Herr durch die Hand solcher Männer unter den Heiden zu Stande gebracht hat; immerhin aber bleiben solche Erscheinungen nur sporadische Ausnahmen.

Es ist natürlich, daß in den englischen Kaplanen Indiens die religiösen Zustände ihres brittischen Mutterlandes, von welchem sie herkommen, sich wie in einem Spiegel reflektiren. Wie dort, so finden sich in unsern Tagen auch in Indien auf der einen Seite Männer des Unglaubens, welche eine verneinende Theologie unter ihren indobrittischen Gemeinden vertreten; anderntheils aufgeblasene Hochkirchenmänner und puseyitisch-katholisirende Herren, denen die Würde ihres Amtes und die Pracht äußerlicher Kultusformen wichtiger ist, als die Predigt des Evangeliums und die Rettung der Seelen; endlich aber auch Männer der „evangelischen Parthie", die mit lauterem Ernst

und warmem Liebeseifer die ihnen anbefohlenen Gemeinden auf die grüne Aue des göttlichen Wortes führen und zu Werken christlicher Liebe nicht nur selbst allezeit bereit, sondern auch Andere anzuleiten bemüht sind.

Es dürfte nicht uninteressant sein, unsern Lesern einmal ein Bild von dem Leben und Wirken eines Kaplans der letzteren Art vorzuführen, zumal da sich in Indien Missionar und Kaplan immer und immer wieder begegnen. Die nachfolgende lehrreiche Skizze ist aus der Feder des Predigers George Trevor, der selbst einst Kaplan in Süd-Indien war und nun die Stelle eines Domherrn in York (Canon of York in England) bekleidet.*)

„Unmittelbar nach der Vollendung meiner Studien in Oxford," so erzählt Trevor, „wurde ich von der Ostindischen Kompagnie zu einer Kaplanei in der Präsidentschaft Madras berufen. Es war vielleicht gut, daß ich alle die Arbeit und große Verantwortlichkeit, die eines so unerfahrenen Geistlichen dort wartete, noch nicht kannte; denn selbst mein jugendlicher Feuereifer hätte vor einer Aufgabe zurückschrecken müssen, auf die ich jetzt mit Staunen und Selbstanklage zurückblicke. Als ich im Lande ankam, nahm ich wahr, daß mir zusammen mit einem Senior-Kaplan die Pflege der größten europäischen Station in der Präsidentschaft übergeben war. Das Kantonment [die Militär-Station mit ihren Kasernen 2c. 2c.] war etwa 1¼ Stunden lang; an einem Ende desselben lag das Fort, wo das Arsenal, eine kleine Garnison und die Bureau's des Civilcommissärs sich befanden; am andern Ende lag der Begräbnißplatz, nahe dabei die Artillerie-Kasernen, worin Abtheilungen von Artilleristen zu Pferd und zu Fuß ihr Quartier hatten. In der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten dehnten sich die Kasernen eines königlichen Dragoner-Regiments, ferner eines Infanterie-Regiments, und die Baracken zweier eingebornen Regimenter aus, — alles dem großen Paradeplatz entlang. Dazu kam endlich noch ein Regiment eingeborner Kavallerie, das in einiger Entfernung im Hintergrund seine Quartiere hatte. Die Offiziere

*) Von demselben sind zwei sehr lehrreiche Schriften über Indien erschienen: An historical Sketch of India, by Rev. G. Trevor; und: India, its natives and missions, by Rev. G. Trevor; beide herausgegeben von der Religious Tract Society in London.

lebten mit ihren Familien in zerstreuten stattlichen Wohnungen, meist innerhalb der Linien der ihnen zugehörigen Regimenter. Der Kommissär, der kommandirende General und der Brigadier mit ihrem Stab wohnten in Gebäuden, welche über verschiedene Theile des Kantonnements zerstreut lagen, und bildeten zusammen eine nicht unbeträchtliche Gemeinde. Jedes der eingeborenen Regimenter zählte überdieß etwa dreißig Christen, einschließlich die europäischen Offiziere und die Trommler mit ihren Familien. Im Ganzen belief sich die Zahl der Protestanten auf etwa 2800 Seelen, und sie bildeten den Hauptgegenstand der geistlichen Pflege der beiden Kaplane. Unsere Kirche stand gerade oben an dem Paradeplatz, etwa in der Mitte des ganzen Kantonments, und faßte nur 500 Personen. Die sonntäglichen Gottesdienste waren natürlich sehr zahlreich. Eines der europäischen Regimenter hatte Morgens halb 6 Uhr oder 6 Uhr die Kirche zu besuchen, wo dann einer der Kaplane die Liturgie zu lesen und zu predigen hatte. Die Predigt aber wurde oft zu schnellem Schluß geblasen durch die Musikbande des zweiten Regiments, das herbeikam, um unter dem zweiten Kaplan Liturgie und Predigt zu hören; doch ward in der Regel dieser zweite Gottesdienst in den Kasernen oder auf dem Paradeplatz unter freiem Himmel gehalten. Um halb 11 Uhr war vollständiger Gottesdienst für die Gemeinde im Allgemeinen, — für die Europäer nämlich, die sich in bedeckten Wagen vor der Mittagssonne zu schützen im Stande waren; und hier hatte derjenige von uns, der den ersten Frühgottesdienst gehalten, zu funktioniren. Der Andere hatte dann wieder mit Sonnenuntergang den Abendgottesdienst zu halten. Somit hatte jeder der Beiden regelmäßig jeden Sonntag zwei volle Gottesdienste zu versehen. Auch an den Mittwoch Abenden hatten wir Gottesdienst in der Kirche und an den Montagen einen im Fort. Einmal in der Woche wurden die Trauungen sowie die Taufen vorgenommen, und der Tage waren es wenige, wo nicht der eine oder andere von uns auf dem Kirchhof zu funktioniren hatte, sei es Abends oder Morgens, und nicht selten beide Male.

„Diese kirchlichen Aufgaben abgerechnet, so hatte noch jedes Corps sein Hospital und seine Schule, von denen das erstere zweimal in der Woche, das letztere einmal von einem der Kaplane zu besuchen war. Mit den Spitalbesuchen war ein wöchentlicher Gottesdienst und eine Bibelstunde in dem Saal der Rekonvalescenten verbunden; unser eigner freier Antrieb aber führte uns natürlich noch viel häufiger dahin.

Es war ein höchst seltener Fall, daß ein Soldat starb, ohne von Einem von uns mehr als einmal besucht worden zu sein.

„Diese Aufgaben alle dürften nun in der That in jedem Klima nicht eben leicht erscheinen; wie ich aber damit in Indien fertig ward, und zwar neben den vielen andern Anforderungen, die an mich gemacht wurden, neben der Vorbereitung auf drei Predigten und zwei Bibelstunden wöchentlich, neben einer umfangreichen indischen Korespondenz (denn selbst den Kaplanen sind die amtlichen Berichte, die Tabellen und andere Schriftstücke nicht erspart, und zwar in doppelter, dreifacher und selbst vierfacher Ausfertigung), und endlich neben der unausweichlichen Pflicht, mit theuern Freunden und Verwandten in der Heimat brieflichen Verkehr zu pflegen, — wie ich durch alles dieß durchkam, sage ich, ohne die Aushülfe eines Ersatzmannes, ausgenommen in den seltensten Fällen, das ist mir heute noch ein Wunder, und ich zittere, wenn ich nur an jene Zeit gedenke. Doch dies war noch nicht Alles: mit dem Kantonment, das der Kaplan zu besorgen hatte, war noch sein 'Distrikt' oder seine 'Parochie' verbunden, die sich in einem Radius von 30 bis 40 Stunden, von der Station aus gerechnet, rings umher ausdehnte. Bei uns umfaßte der Distrikt geradezu einen ganzen indischen Staat etwa in der Größe von Irland, mit einer Bevölkerung von 3½ Millionen Hindu's und Muhamedanern. In diesem Umkreis lagen sieben 'Außenstationen', d. h. Orte, wo je zwischen fünfzehn und fünfzig Christen (Europäer und Indobritten) residirten, meist englische Beamte, die ohne einen Kaplan waren. Diese hatten wir regelmäßig von Zeit zu Zeit zu besuchen. Die nächstliegende Außenstation war sieben Stunden von uns entfernt, während die entfernteste wohl mehr als 40 Stunden weit war; und um alle diese Orte zu erreichen, hatte jeder von uns alljährlich 3—400 Stunden weit zu reisen. Ich muß dabei wiederum daran erinnern, daß wir in Indien uns befanden, wo damals noch keine Eisenbahn durch's Land gieng und nicht einmal eine gute Heerstraße das Reisen erleichterte. Nach einigen Richtungen hin gab es allerdings eine Straße, die für zweiräderige Gefährte fahrbar war, obwohl ich mich erinnere, wie einmal ein wackerer Offizier, der mich in seinem mit drei Pferden bespannten Gefährt führte, lieber die Straße verließ und durch eine zufällige Oeffnung in den längs der Straße hinlaufenden Erdaufwürfen hindurch ins Dschangel hineinfuhr, um weniger gestoßen und herumgeworfen zu werden. Gewöhnlich reiste

ich übrigens im Palankin, was so viel heißt, als in eine Art Kiste gepackt und auf den Schultern von Eingebornen getragen werden, wobei eine Wegstunde gerade in einer Stunde Zeit zurückgelegt wird. Wenn man mit den gleichen Trägern die ganze Nacht und die ersten Morgenstunden hindurch fortreist, da und dort einmal rastend, so kann man in drei Tagen dreißig Wegstunden zurücklegen. Nimmt man aber von Station zu Station, d. h. je nach 3—5 Stunden, frische, zum Voraus bestellte Träger, so kann man die gleiche Entfernung in etwa 26 Stunden ohne Aufenthalt zurücklegen; dieß that ich aber nur ein einziges Mal während meines Aufenthalts in Indien. Die Hitze bei Tag ist auch in der kühlsten Jahreszeit wahrhaft furchtbar, und zugleich ist die Ausgabe bei immer frischen Trägern beträchtlich. Am liebsten reiste ich zu Pferd. Nicht leicht giebt es für einen rüstigen Mann etwas köstlicheres, als in einem leichten Galopp über das offene Land zu reiten, das von Wildpret und Vögeln aller Farben wimmelt und von dem Gackern der Dschangelhühner, dem Girren der wilden Tauben, dem Geschrei der Pfauen und andern Lauten ertönt, — ein Chorus, der im Einzelnen zwar vielleicht mißtönend ist, in seinem Zusammenklang aber zu einem wunderbar harmonischen Lobgesang auf ihren Schöpfer wird. Das Reisen selbst war mir eher eine Erholung als eine Beschwerde, wenn ich Zeit hatte, die Herrlichkeit der Natur so recht zu genießen; das Ausruhen aber im Reisebangalo nach dem Morgenritt, zusammen mit einem Bad und dem frugalen Frühstück, war jedesmal, so einfach und einsam alles aussah, für Leib und Seele erfrischend und genußreich. Da gab's immer zu denken und zu betrachten genug, um das Gemüth ebenso ernst als süß zu beschäftigen, bis die Kühle des Abends weiter zu reiten gestattete; auch waren diese Bangalo's in der Regel durch die Traktat-Gesellschaft oder andere Freunde mit einer kleinen Auswahl guter Schriften versehen. Manche friedevolle Stunde habe ich in diesen einsamen Reisehäusern zugebracht, obwohl es nicht an den dunkleren Schatten der Selbstprüfung und Selbstdemüthigung gefehlt hat.

„Ueberdieß war es keine geringe Freude, den herzlichen Willkomm zu erfahren, mit dem der christliche Prediger jedesmal auf jenen isolirten Außenstationen von Leuten begrüßt ward, denen das Wort Gottes und die Gnadenmittel des Evangeliums noch theurer geworden waren, je seltener sie ihnen zu Theil wurden. Der Besuch des Kaplans wurde von Allen immer mit herzlicher Freude begrüßt, und

auf unsern Außenstationen fanden sich im Ganzen mehr Abendmahlsgäste beim Tische des Herrn ein, als es bei der viel größern Bevölkerung der Hauptstation der Fall war. Während aber diese Besuche auf den Außenstationen für denjenigen unter uns, an dem das Reisen war, eine wahre Zeit der Erquickung wurde, so hatte natürlich der Andere, der daheim blieb, doppelt und dreifach mehr zu thun, und dieser Gedanke war oft schuld, daß jene Besuche nicht selten sehr kurz waren und schnell abgebrochen wurden.

„Kaum war ich in meine Amtsgeschäfte eingeleitet, so wurde der Senior-Kaplan krank und kehrte nach England zurück. Ein Ersatzmann für ihn war nicht zu haben, und so fiel die ganze mannigfaltige Last von Amtspflichten mit all ihrem Gewicht von Verantwortlichkeit ausschließlich auf mich. Da ich fortwährend einen neuen Mitarbeiter aus England erwartete, so mühte ich mich auf's äußerste ab, keine von unsern regelmäßigen Aufgaben ausfallen zu lassen. Ich predigte am Sonntag Morgen nach einander den zwei Regimentern, und nahm nur in der Zwischenzeit, während das eine gieng und das andere kam, eine Tasse Kaffee in der Sakristei. Um halb 12 versah ich abermals den Hauptgottesdienst, und zum vierten Mal predigte ich am Abend. Ebenso übernahm ich die fünf Hospitäler, die sechs Schulen und alle übrigen Pflichten, so daß ich wöchentlich sechs ordentliche Predigten und wenigstens vier Spital-Bibelstunden hatte.

„Das Alles hatte ich allein und ohne Hülfe fünfzehn Monate lang durchzumachen, ehe ein Mitarbeiter herbeikam, und ich spreche es mit Dank und Anbetung gegen Gott aus, daß ich kaum einen einzigen Tag durch Unwohlsein dabei unterbrochen wurde. Meine tägliche Lebensweise war diese: — Gegen fünf Uhr machte ich meinen Morgenspaziergang oder Morgenritt, der in der Regel bis zum Begräbnißplatz sich ausdehnte. Nach dem Frühstück setzte ich mich an den Schreibtisch, den ich selten vor drei Uhr verließ, es sei denn, daß meine Pflicht mich anderswohin rief oder Besuche mich unterbrachen. Um drei Uhr speisten wir zu Mittag, dann giengs abermals in das mit Jalousien verschlossene und möglichst dunkelgemachte Studirzimmer, bis die zum Untergang sich neigende Sonne mir erlaubte, die Läden weit zu öffnen und dann meine Frau auf ihrem Abendgang zu begleiten. Die Spitäler mußten wir um die Mitte des Tages besuchen, da die Aerzte die kühlen Stunden des Abends und Morgens für sich in Anspruch nahmen. Dies war immer eine sehr an-

greifende und erschöpfende Aufgabe, indem das doppelte Dach und die Gitterfenster meines Ochsenwagens nur einen ungenügenden Schutz gegen die glühende Sonne gewährten. Um zehn Uhr Nachts war ich gewöhnlich im Bett, und in der Regel fiel ich sofort in einen gesunden und festen Schlaf, aus dem erst der Kanonensignalschuß des folgenden Morgens mich erweckte. Ein warmes Fußbad vor Schlafengehen und ein kaltes Schauerbad am Morgen stellten täglich die regelmäßige Blutcirkulation wieder her und bildeten meine einfache, aber durch Gottes Gnade wirksame und gesegnete Medicin. Doch muß ich nicht unerwähnt lassen, daß wir unter allen damaligen Stationen der Madras-Präsidentschaft das gesündeste Klima genossen, indem wir 3000 Fuß über dem Meere wohnten und im Durchschnitt eine Temperatur hatten, die derjenigen von Florenz ziemlich nahe kam. Im heißeren Tiefland wären so große Anstrengungen, wie die meinigen waren, rein unmöglich gewesen.

„Ich habe meine täglichen Arbeiten darum so speziell geschildert, weil ich auf keine andere Weise die Schwierigkeiten in's Licht stellen konnte, die mir im Wege standen, wenn ich auch an der eigentlichen Missionsarbeit einigermaßen theilnehmen wollte. Ich war mir allerdings bei der Uebernahme meines Amts wohl bewußt, daß die Kaplane zunächst nur für die europäischen Bewohner Indiens bestimmt sind. Gleichwohl wurde ja schon in dem ursprünglichen Freibrief der Ostindischen Kompagnie ausdrücklich verlangt, daß sie die heidnische und portugiesische Sprache zu lernen hätten, 'damit sie um so besser im Stande seien, die Heiden, welche etwa Diener oder Sklaven der Kompagnie sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten.' Dies schließt ja offenbar in sich, daß sie zugleich Missionare seien; und wenn man bedenkt, daß Kaplane nach Indien gesandt wurden, ehe die Kompagnie irgendwelche europäische Truppen im Solde hatte, und daß die königlichen Regimenter im Anfang ihre eigenen Militärkaplane, und zwar auf ihre eigenen Stationen, mit sich nahmen, so fühlt man deutlich, daß die Kaplane der Kompagnie wirklich dazu bestimmt waren, das Evangelium auch den Eingebornen zu bringen. Brown, Buchanan, Martyn, Thomason und Corrie, die für die Bekehrung der Hindu's so viel gethan und der Mission so wirksam den Weg gebahnt haben, waren ja auch Kaplane. Allerdings als die indischen Bisthümer errichtet und das ganze englisch-indische Kirchenwesen fest organisirt wurde, da war ohne Zwei-

fel der leitende Gedanke der: die religiöse Pflege der Engländer in Indien den Regierungskaplanen zuzuweisen, die Eingebornen dagegen den Missionaren zu überlassen, die ja nunmehr in größerer Zahl in diesem Lande sich befinden. Eine solche Arbeitsvertheilung jedoch kann und darf auf einen Diener des Evangeliums nicht in der Weise wirken, daß er sich von seiner allgemeinen Schuld, die er gegen 'Juden und Griechen, gegen Ausländer, Scythen, Knecht oder Freien' auf sich hat, für entbunden halten dürfte. Deßhalb war es auch immer mein inniger Wunsch, nach meiner geringen Kraft dem Exempel der obengenannten reichgesegneten Kaplane zu folgen. Und bald durfte ich erfahren, daß selbst mitten unter meinen schweren und zahlreichen Amtspflichten mir auch für Missionarsarbeit noch eine Thüre geöffnet sei.

„Unter der Kirchgemeinde, welche den englischen Gottesdienst besuchte, bemerkte ich gelegentlich etliche Eingeborne, die, wie ich erfuhr, größtentheils die Abkömmlinge solcher Christen waren, welche schon in den älteren Missionen Süd-Indiens bekehrt wurden, — Leute, die auf irgendwelche Weise ihr Brod suchten und nun auf unserer großen Militärstation, wo sie leicht Verdienst fanden, hängen geblieben waren. Sie waren sehr arm und unwissend, sprachen nur ein sehr schlechtes und gebrochenes Englisch, kamen aber doch, obwohl sie kein Wort recht verstanden, in meine Kirche, um zu zeigen, daß sie Christen seien, und um ihre Kinder taufen zu lassen oder dann und wann zum Tische des Herrn zu treten. Daß ich nichts von ihrer Sprache verstand und somit auch ihren sittlichen und religiösen Zustand nicht kannte, das war offenbar eine Lage der Dinge, die mir nachgerade unerträglich wurde. Auf unsrer Station, ja selbst im ganzen Distrikt befand sich kein Missionar der anglikanischen Kirche, und weder die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums, noch die kirchliche Missionsgesellschaft konnte mir Hoffnung machen, daß ich einen Missionar erhalten sollte. Somit mußte ich selbst Alles thun, ohne Erfahrung und ohne brüderlichen Rath, wie ich war, und neben all meinen übrigen schweren Amtspflichten.

„Mein erstes Anliegen war, diesen eingebornen Christen einen Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu verschaffen und eine Schule für ihre Kinder in Gang zu bringen. Dieß gelang mir dadurch, daß ich einen eingebornen Katechisten anstellte und zugleich den Regierungs-Schulmeister des Kantonments veranlaßte, um Lohn an den Sonn-

tagen Schule zu halten. Der Katechist jedoch war alt und unbrauchbar. So wandte ich mich an die Missionare zu Vēpery und erhielt von ihnen einen wackern jungen Mann aus ihrem Katechisten-Seminar. Die Beiträge meiner Freunde und das Geschenk einer Missionsgesellschaft setzten mich in den Stand, auch eine kleine Kirche zu errichten, in deren Stiftungsurkunde ich ausdrücklich einfügen ließ, daß sie ausschließlich für Gottesdienste in der Landessprache bestimmt sei. Den Bauplan der Kirche entwarf ich selbst, ja einiges von der Maurerarbeit hatte ich mit meinen eigenen Händen auszurichten. Die ganze Zahl von eingebornen Christen, für welche das Kirchlein bestimmt war, belief sich eigentlich nicht einmal auf vierzig Seelen, aber ein gewisser Instinkt trieb mich an, den Raum für eine sechsfach größere Zahl anzulegen. Darüber wurde ich von mehreren meiner gütigen Freunde belächelt; aber es dauerte nicht lange, so wurde das wohlgemeinte Lächeln in ein Lied des Dankes verwandelt.

„Von der feierlichen Eröffnung der Kirche an wurde täglich ein Gottesdienst gehatten, zugleich mit einer Predigt an den Sonntagen, welche der Katechist vorlas, während ich selbst so viel Tamulisch lernte, daß ich bei der Verwaltung von Taufe und Abendmahl zu funktioniren im Stande war. Auch eingeborne Schriftleser wurden angestellt, welche die Leute in ihren Wohnungen zu besuchen hatten; dieselben kamen jeden Montag bei mir zusammen, um von ihren Erlebnissen Bericht zu geben. Der Schulmeister hatte ebenfalls wöchentlich einmal mir Rechenschaft von seinem Thun und Lassen abzulegen, während der Katechist regelmäßig zu mir kam, weiteren Unterricht in der Heilslehre empfieng und allerlei Notizen und Winke erhielt für die Predigt, welche er während der Woche auszuarbeiten hatte, und die er mir jedesmal, ehe er sie vortrug, in Englisch vorlesen mußte.

„Alles dieß nahm nur wenig Zeit auf meiner Seite in Ansprnch, und es erschien mir nur als ein geringer Beitrag zu den großen und dringenden Bedürfnissen Indiens. Meine Absicht war eigentlich nicht, eine Mission zu gründen, sondern nur, die kleine Schaar von eingebornen Christen, die anf der Station sich befand, in einer gewissen Ordnung zusammenzuhalten, bis etwa ein Missionar hieher käme. Ich selbst hatte einige eingeborne Christen zu Dienstboten, und da pflegte ich täglich einen der Schriftleser in mein Haus kommen zu lassen, um mit ihnen Hausandacht zu halten, während ich selbst mit

meiner Familie in englischer Sprache das Gleiche that. Etliche andere europäische Familien auf der Station ließen sich dadurch bewegen, meinem Beispiel zu folgen.

„Ich hatte die große Freude, in der kleinen eingebornen Gemeinde, für welche ich die Gnadenmittel in dieser einfachen Weise herbeizuschaffen bemüht war, bald einen entschiedenen Fortschritt zum Bessern zu bemerken. Ihr gutes Exempel aber wirkte auch gesegnet auf ihre ganze Umgebung. Ihr fleißiger Kirchenbesuch, sowie meine gelegentlichen Besuche bei den Kranken und Sterbenden, und vor Allem der feierliche Ernst unsrer Leichenbegängnisse, machten einen unverkennbaren Eindruck auf die Heiden um uns her. Unsre eingebornen Christen gehörten zu den ärmsten unter den Armen; eben deßhalb waren sie auch der besondere Gegenstand unseres Erbarmens. Solche Erweisungen christlicher Theilnahme aber sind ja dem Wesen des Heidenthums völlig fremd. Um so größern Eindruck machte unsre Liebe, die wir diesen Armen und Geringen erwiesen, auf die Heiden.

„Bei dem Allem dachte ich von ferne nicht daran, ein 'Missionar' zu werden, und mein 'Erstling aus den Heiden' überraschte mich förmlich. Das gieng aber folgendermaßen zu: — Ich befand mich in meinem Garten unter einer schattigen Allee, wo ich häufig an den Sonntagen zwischen den verschiedenen Gottesdiensten auf und abgieng; da ward ich plötzlich von einem vierzehnjährigen Mädchen mit der Bitte angeredet, ich möchte sie taufen. Das war mir anfangs so seltsam und verwunderlich, daß ich eine Zeit lang nicht recht wußte, was ich daraus machen sollte. Ihr verständiges und intelligentes Gesicht fiel mir auf, und bei weiterer Erkundigung erfuhr ich, daß sie die Tochter einer unsrer heidnischen, zu der allerniedrigsten Kaste gehörigen Dienstboten war. Ich war mir nicht bewußt, daß für ihren Unterricht je irgend etwas Besonderes gethan worden sei; da ich aber wußte, daß ihre Mutter ein überaus unwissendes altes Weib war, so glaubte ich schließen zu dürfen, daß auch die Tochter von gleichem Schlage sein werde. Darin hatte ich nun zwar nicht Unrecht, allein das Mädchen hatte, wie es scheint, den Weg in das Zimmer gefunden, wo die Morgen- und Abendandachten in der Landessprache gehalten wurden. Schon die Art und Weise, wie diese Andachten vor sich giengen, hatte sie tief ergriffen, zumal da der Götzendienst nichts dieser Art kennt. Es war ihr etwas ganz Neues, Menschen vor einem unsichtbaren Gott ihre Kniee beugen zu sehen, und zu hören,

wie sie in ihrer Muttersprache ihre Sünden bekannten und ihren Gott um Vergebung und um seine gnädige Leitung anflehten. Es war ihr neu, das ehrerbietige und doch freudige Vertrauen wahrzunehmen, mit dem diese Bitten ausgesprochen wurden; vor Allem aber wunderte sie sich über den Namen, mit welchem jedes Gebet schloß, und welcher der Grund aller Zuversicht der Christen zu sein schien.*)

„Sie suchte diesen Namen näher kennen zu lernen; sie forschte genauer nach der Religion, deren ganzes Wesen ihr junges Herz so mächtig ergriffen hatte. Von den Dienstboten, an die sie sich deßhalb wandte, erhielt sie sehr magere und unbefriedigende Antworten, ihre Mutter aber wies das Kind roh und barsch zurück. Gleichwohl wuchs das Verlangen in ihr und ward immer stärker, bis sie endlich nach geduldigem Harren und oft wiederholtem Bitten von ihrer Mutter die Erlaubniß erhielt, den Schritt zu thun, von dem sie im Garten mit mir gesprochen.

„Ich war tief gerührt von der kindlichen Einfalt und dem sichtbaren Ernst eines so jungen und ungebildeten Mädchens. Ich übergab sie sofort dem Katechisten zur weiteren Unterweisung. Ihr heilsbegieriges Gemüth trank das Evangelium in sich, wie der ausgedörrte und zerklüftete Boden ihres Vaterlandes den herabströmenden Regen einsaugt. Die süße Heilslehre von Christo schien wie für sie gemacht; sie lernte ihre Muttersprache lesen und schreiben, und bemeisterte sich auch des Englischen so schnell, daß ich bald mit ihr ohne Schwierigkeit mich unterhalten konnte.

„Es war ein großer Tag für unser Missionskirchlein, als die liebe Tochter zur Taufe reif erfunden ward. Meine Frau hatte ihr einige Rupies (à Fr. 2. 50) geschenkt, damit sie sich für diese Feier einige anständige Kleidungsstücke kaufe; und mit einem ebenso naturgemäßen als christlichen Takt kleidete sie sich ganz in Weiß. Das weite Muslinkleid, welches das Obergewand bei beiden Geschlechtern dieses Landes bildet, nur daß die Frauen und Töchter es über den Kopf ziehen, wenn sie öffentlich erscheinen; das etwas dickere Unterkleid, das in Falten fast bis zu den Knöcheln herabfällt, und die kurze baumwollene Jacke, welche von allen Dienstboten in europäi-

*) Die englischen Christen, und somit auch die durch sie bekehrten Eingebornen, pflegen in ihren kirchlichen sowohl, als in ihren Privatgebeten an den himmlischen Vater sich zu wenden und alle ihre Bitten darzubringen und zu schließen „im Namen unsers Herrn Jesu Christi", oder „durch Jesum Christum" 2c.

schen Häusern noch außerdem getragen wird, Alles war glänzend weiß, — ein Sinnbild der Gerechtigkeit Christi durch den Glauben, die sie nun bei ihrer feierlichen Taufe anziehen sollte.

„Da in der Kirche keine Stühle noch Bänke sich befanden (die Eingebornen pflegen am Boden zu sitzen), so hatte die ganze Versammlung Freiheit, dem Tauftisch möglichst nahe zu kommen, und so stand Alles in einem Halbkreis umher, mit der tiefsten Theilnahme die feierliche Handlung erwartend. Der junge Täufling stand etwas voran, die Falten ihres Oberkleids über das Haupt gezogen; dieß schlug sie für einen Augenblick zurück, als sie zum Tisch näher herantrat, um das Sakrament zu empfangen. Ihr Glaubensbekenntniß legte sie ruhig und in tiefer Andacht ab; und als das reine Taufwasser von meiner Hand auf ihre dunkle aufgehobene Stirne geträufelt war und sie nun wieder zurücktrat, um in der übrigen Gemeinde ihren Platz einzunehmen, da war es, als nehme der kleine Kreis sie sichtbar in den Schooß der Kirche Gottes auf und schien sich über ihr als einem neugewonnenen Gliede des Leibes Christi wieder zusammenzuschließen.

„Dieser mein 'Erstling aus den Heiden' erhielt den Taufnamen Sarah. Wir nahmen sie als Kindswärterin in unsern Dienst und sie blieb bei uns, bis wir Indien verließen. Oft, wenn meine Frau bei Nacht in die Kinderstube kam, um zu sehen, ob die Kinder schliefen, fand sie ihr liebes Mägdlein im Gebet auf den Knieen liegend, oder auf dem mit Matten belegten Boden sitzend und in leisem singendem Tone die Psalmen Davids lesend. Das tamulische kirchliche Gebetbuch*), das ich ihr an ihrem Tauftag geschenkt hatte, war fast immer in ihren Händen. Einst auf einer Reise, nachdem wir einen langen Tag hindurch den fieberreichen Urwald am Fuß der Nilagiri (blauen Berge) durchreist hatten, lag es uns sehr am Herzen, die mü-

*) „Da die Buchstaben der Tamilsprache so weitläufig und die Sprache selbst so wortreich ist, so ist es kaum möglich, die Bibel in Einen handlichen Band zu bringen. Die allgemein gebräuchliche Ausgabe der Tamilbibel umfaßt drei oder vier umfangreiche Bände, während das kirchliche Gebetbuch einen starken Oktavband bildet. Das letztere ist um seiner Wohlfeilheit und geringeren Größe willen leichter zu bekommen. Die zahlreichen Bibelabschnitte, die darin in einer guten Auswahl sich finden (z. B. der ganze Psalter, die Evangelien und Episteln rc.), geben reichen Stoff zu fruchtbarem Lesen, während für Personen, die ans Beten noch gar nicht gewöhnt sind, die darin enthaltenen vielen und salbungsreichen Gebete besonders geeignet erscheinen.“ (Anm. des Herrn Trevor.)

den Dienstboten noch vor Einbruch der Nacht aus den tödtlichen Fiebern dieser Gegend heraus und den Berg hinauf zu bringen. Sie waren uns schon voraus. Da sah ich Sarah, wie es bereits dunkel geworden, die Straße wieder herunterlaufen, dem Gepäckwagen zu, der weit hinter uns war. Als ich sie nach der Ursache fragte, kam es heraus, daß sie ihr Gebetbuch im Wagen zurückgelassen hatte, und daß sie nun eher sich einem Fieber aussetzen wollte, als eine Nacht ohne das theure Buch zuzubringen. Ich schwenkte mein Pferd, holte das Buch und machte sie überaus glücklich, als ich den köstlichen Schatz ihr einhändigte. Am folgenden Tag erfuhr ich, daß sie ihren warmen Teppich, der ihr für die kalten Nächte auf den Bergen zum Schutz dienen sollte, gleichfalls im Gepäckwagen zurückgelassen hatte; aber das war ihr ganz aus dem Sinn gekommen über ihrem viel größeren Verlangen nach dem geistlichen Gut, das sie vermißte.

„Die junge Christin entwickelte sich wunderbar lieblich nach Leib und Seele. Das Glück, das sie im Herzen empfand, leuchtete aus ihrem dunkeln Angesicht und gab sich in ihrem fröhlichen Singen und Jubiliren allezeit kund. Statt des gemeinen, kriechenden Benehmens, welches das weibliche Geschlecht in Indien, namentlich der niedern Klassen, in der Regel kennzeichnet, wandelte sie mit fröhlich aufgehobenem Haupt, in leichtem frischem Schritt und mit einem heitern zuversichtlichen Angesicht einher. Gäste, die uns jeweilen besuchten, waren von ihrem freundlichen und anmuthigen Wesen so überrascht, daß ich mehr als einmal gefragt wurde, woher wir doch dieses 'Mädchen aus hoher Kaste' hätten! In Wirklichkeit aber war sie aus der verachtetsten Kaste Indiens, — aus einer Kaste, die auch nur mit dem Saum des Kleides zu berühren ein Brahmane für die höchste Verunreinigung gehalten hätte. Der Sohn Gottes war es, der sie wahrhaft frei gemacht hat; es war der Adel der G n a d e, der ihre Seele wie ihren Leib zierte.

„Sarah begleitete uns bei unsrem Abschied von Indien nach Madras und ließ auch durch die mächtige Brandung des Meeres, die bei Madras so gefährlich ist, sich nicht abschrecken, noch bis an Bord des Schiffes uns zu begleiten, das uns nach Europa bringen sollte. Ich hätte sie gerne mit uns gehen lassen, aber ich fürchtete, es möchte ihr an ihrem geistlichen Leben schaden; auch wünschte ich, daß sie noch Vielen in ihrem Vaterlande durch ihren gottseligen Wandel zum Segen dienen möchte. So blieb sie ferner in dem gleichen Stande,

in welchem sie der Herr berufen hatte, und worin ihr Exempel bereits dazu gedient hatte, Andere für Christum zu gewinnen. Nach unsrer Abreise verehlichte sie sich mit einem eingebornen Schulmeister, und nur wenige Jahre später sank sie in ein frühes Grab, ohne ihr Bekenntniß zum Herrn vermehrt und die frische Lebendigkeit ihrer ersten seligen Freude im Herrn verloren zu haben.

„Das war die erste Bekehrung aus den Heiden, die ich in Indien erleben durfte. Rasch folgten ihr viele andere. Die kleine Kirche mit ihren täglichen Gottesdiensten wurde ein nie verstummender Missionar. Wenn die Vorübergehenden an den Thüren und Fenstern stehen blieben, um zu sehen, was da vorgieng, da war gewöhnlich ihre erste Frage: 'Wo ist der Gott?' Sie konnten kein silbernes oder goldenes Bild wahrnehmen. Da konnte dann Einer ihnen antworten: 'Unser Gott ist im Himmel;' und dieses Wort mochte für Manchen der erste Wink sein, daß man der unsichtbaren Gottheit sich nahen könne ohne die Dazwischenkunft eines Götzenbildes. Die nächste Frage war dann: 'Worin besteht eure Pudscha?' womit sie das Opfer meinten, das wir unserm Gott darbrächten. Nun wurde der Fragende ersucht, zu kommen und selbst zu sehen; und statt einer äußern Gabe und Darbringung von Opfern konnte er hier das Opfer des Gebets und der Danksagung wahrnehmen. Er hörte, wie seine eigenen Landsleute in seiner eigenen Sprache ein Sündenbekenntniß vor Gott kund werden ließen, das in seinem eigenen Herzen nur ein lautes Echo finden mußte, obgleich ihm zuvor nie Jemand etwas von der Sünde und ihrem Heilmittel gesagt haben mochte. Er hörte das dringende Flehen um Gnade und Vergebung, und konnte vernehmen, wie aus den vorgelesenen Worten der heiligen Schrift eine Stimme, wie vom Himmel herab, die Betenden versicherte, daß sie Erhörung, Heil und Gnade finden. Konnte er unempfindlich bleiben für einen solchen Verkehr zwischen Himmel und Erde, wie derselbe praktisch und thatsächlich hier vor seinen Augen stattfand? Nimmermehr! Aus dem, was in einem solchen Gemüthe vorgieng, lernte ich den vollen Sinn der Worte des Apostels verstehen, wenn er davon spricht, wie ein Ungläubiger in die Versammlung der Christen kommt, und dann hinzusetzt: 'Er wird von ihnen Allen gestraft und von Allen gerichtet; und also wird das Verborgene seines Herzens offenbar; und er wird fallen auf sein Angesicht, Gott anbeten, und bekennen, daß Gott wahrhaftig in euch sei.' (1 Cor. 14, 24. 25.) Solche Leute

fiengen dann an, sich selbst, ihre Bedürfnisse und ihre Gefahr zu erkennen und etwas zu ahnen von der höchsten Freude des erschaffenen Geistes, — von der Gemeinschaft der Begnadigten mit ihrem Schöpfer und Herrn.

„Oft giengen die Eingebornen mit den leise vor sich hin gemurmelten Worten hinweg: 'Das sind gute, schöne Gebete! Ein heiliges Volk — diese Christen!' Da und dort konnte Einer wieder kommen und sich weiter erkundigen nach dem Weg der Christen, und mancher, der gleich unsrer Sarah im Netz gefangen wurde, endigte gleich ihr damit, daß er in den Tod Christi getauft ward. In fünf Jahren war unser Kirchlein zu klein für die Versammlung geworden, die in ihr sich zusammenfand! Der kleine Same von vierzig Seelen war bis zu 237 Männern, Frauen und Kindern gewachsen, und manchmal waren nicht weniger als siebzig Seelen um den Tisch des Herrn versammelt, um aus meiner Hand das Abendmahl zu empfangen. Alles das war die Frucht der einfachen Mittel, die ich oben angegeben habe. Ich vermochte niemals in der Landessprache zu predigen; ja ich habe überhaupt nur zweimal vor den Eingebornen gepredigt, wobei der Katechist Satz für Satz dollmetschte. Ich hatte auch niemals ganz taugliche Gehülfen für die Predigt in der Landessprache oder für die Vertheilung von Traktaten in den Straßen; alle die Seelen, die für den Herrn gewonnen wurden, waren uns einfach durch den stillen Einfluß des Christenthums, der den Heiden sich fühlbar machte, zugeführt worden. Und so lernte ich auch jene Gleichnisse Christi besser verstehen, in welchen er seine Gemeinde mit dem Salz vergleicht, das, wenn seine Würze gut ist, allmälig und Schritt für Schritt die umherliegende Masse durchwürzen wird; oder einem Stückchen Sauerteig, der still und leise, aber sicher, den ganzen Teig durchsäuert, oder einem Licht auf dem Leuchter, das, wenn es sorgfältig geschmückt und unterhalten wird, seine Strahlen weithin in die Finsterniß rings umher wirft. Es ist ein süßer und tröstender Gedanke, daß, während bedeutungsvollere Erfolge durch die Arbeiten und den Eifer der Missionare, die der Predigt des Evangeliums vollständig sich widmen, erzielt werden, dennoch auch der geringste Versuch, Christum vor den Heiden zu verkündigen, nicht ohne ein Maß göttlichen Segens bleibt. So geschieht es, daß unsern leider ungenügenden Missionen in Indien eine weitere, nicht unerhebliche Hülfe erwächst aus den minder bemerkenswerthen Arbeiten der

zahlreichen Kaplane. Was mich betrifft, so lege ich, wie ich das immer in Indien that, großen Werth auf die Gemeinschaft der Kaplane mit den Missionaren in Rath und That. Ich halte es für wichtig, den Eingebornen zu zeigen, daß es die Religion des über sie herrschenden Volkes ist, die ihnen zur Annahme empfohlen wird; und dieß ist Ein Grund, warum ich die hochmüthige Kluft bejammere, welche manche unsrer brittischen Staatsmänner so gerne zwischen der Regierung und den Missionaren befestigen und aufrecht erhalten möchten. Sie dulden wohl die Letzteren, aber sie möchten sie gerne eine Armslänge von sich fern halten und ihnen sogar einen Antheil an der Regierungsunterstützung für die Missionsschulen [der grants-in-aid] versagen, obwohl es weltbekannt ist, daß der Schulunterricht (selbst in rein weltlichen Dingen) unter der Leitung der Missionare besser gedeiht und bei den Eingebornen populärer ist, als der, den die Regierung bietet. Und dieß ist auch ganz natürlich; denn so viel tiefer sittliche Kräfte wirken, als blos intellektuelle, so viel mächtiger und einflußreicher wirken die geistlichen und religiösen, als beide*). Was bei dem bloßen Politiker nur Liebhaberei

*) Vor einigen Monaten wohnte der Gouverneur von Bombay, Sir Bartle Frere, einer Schulfeierlichkeit in Puna bei, und sprach sich bei dieser Gelegenheit über Missions- und Regierungsschulen folgendermaßen aus: „Der Einfluß, welchen der Unterricht in den Missionsschulen ausübt, ist nach meiner Ansicht von der allerbesten Art und in mehreren wichtigen Beziehungen viel trefflicher und bedeutender, als der, welcher von den Regierungsschulen ausgeht. Jene bieten ein weit umfassenderes Gebiet von Unterrichtsgegenständen dar, und gerade die Unterweisung in denjenigen Dingen, die wir Engländer unsern Kindern von ihrer frühesten Jugend an am eifrigsten beizubringen bemüht sind, weil sie vor allen andern die wichtigsten und bedeutungsvollsten sind (der Religionsunterricht), wird dort am sorgfältigsten ertheilt. Ich bin überzeugt, daß sie (die Missionsschulen) die richtigen Bildungs- und Erziehungsgrundsätze gefunden haben, — nämlich daß der Unterricht nach den Wünschen und Anschauungen der Eltern und der Pastoren gegeben werden müsse, und daß der Staat so wenig als möglich in die Sache sich einzumischen habe. Auch bewirken die Missionsschulen, wie der Erfolg zeigt, in den Schülern eine viel bessere Gesinnung und einen sittlicheren Charakter, als die Regierungsschulen in der Regel dieß thun. Es ist nur zu viel Wahrheit in der oft gemachten Behauptung, daß die Zöglinge in den Regierungsschulen meistens anmaßende und hochmüthige Leute seien. Ich erinnere mich kurz vor meinem Abgang von Kalkutta über die Vortheile der beiden Unterrichtssysteme (der Missions- und Regierungsschulen) einige würdige Männer reden gehört zu haben. Es wurde zugegeben, daß die Schüler der Regierungsschulen ihre Studien in einigen wissenschaftlichen Zweigen zu größerer Vollkommenheit gebracht hätten, als

oder Sache der Nützlichkeit ist, das ist dem Missionar das Gesetz seines Gottes, die Aufgabe seines Lebens und der überschwängliche Lohn aller seiner Opfer im Tode. Er weiht seiner Arbeit sein ganzes Herz, seine ganze Seele; sie ist sein Ruhm und seine Krone in der Zeit und in der Ewigkeit: — ist es da zu verwundern, daß alles unter einem solchen Lehrer besser gedeiht, als unter bloß politischer oder amtlicher Leitung? Um das gleiche Prinzip handelt sich's bei der zwischen Regierung und Missionaren aufgekommenen Streitfrage in Betreff des Gebrauchs der Bibel in den öffentlichen Schulen. Die Missionare fordern für Indien 'die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit.' Die Politiker haben einen großen Respekt für die Wahrheit und möchten sich gerne ihres Beistands für ihre Zwecke bedienen; aber sie fürchten, die Zeit sei noch nicht gekommen, um sie unverhüllt vor dem Volke kund werden zu lassen; sie möchten das Wort Gottes gerne so lange in dunkler Verborgenheit halten, bis sie selbst demselben den Weg gebahnt hätten durch viele Worte ihrer eigenen Weisheit!

„Die Regierung strebt darnach, dem Volke Indiens eine gesunde und fruchtbringende Schulbildung zu geben; sie bietet demselben den ganzen Umkreis europäischer Kenntnisse an, aber sie vorenthält ihm die alleinige Grundlage und Quelle aller Bildung — die heilige Schrift! Sie macht sich kein Bedenken daraus, die Falschheit der Schastra's [der heiligen Schriften der Hindu's] und des Korän in Sachen der Geschichte, der praktischen Philosophie und der Naturwissenschaft in's Licht zu stellen; sie demonstrirt täglich die Unwissenheit und Abgeschmacktheit der einheimischen Schastra's, indem sie in ihren Schulen Chronologie, Geographie, Anatomie und Astronomie (im Gegensatz gegen Astrologie) lehren läßt; und dennoch, nachdem sie auf diese Weise die religiösen Hinduschriften der Verachtung jedes gebildeten Eingebornen preisgegeben hat, sucht sie die wahre göttliche Offenbarung, welche jede Kritik auszuhalten im Stande ist, unter

diejenigen jungen Leute, die in den Missionsschulen zu Kalkutta gebildet wurden. Aber ein Herr, der an der Spitze eines hohen Regierungsamtes steht, äußerte sich dahin, daß, so oft er einen Schreiber oder sonstigen Unterbeamten gehabt habe, der in der Erfüllung seiner Pflichten ungewöhnlich gewissenhaft und in seinem Betragen mehr als Andere ehrerbietig gewesen, er jedesmal hintendrein erfahren habe, derselbe sei aus Missionar Dr. Duff's Schule gekommen." (Vergl. Indian Reformer, Aug. 1862.)

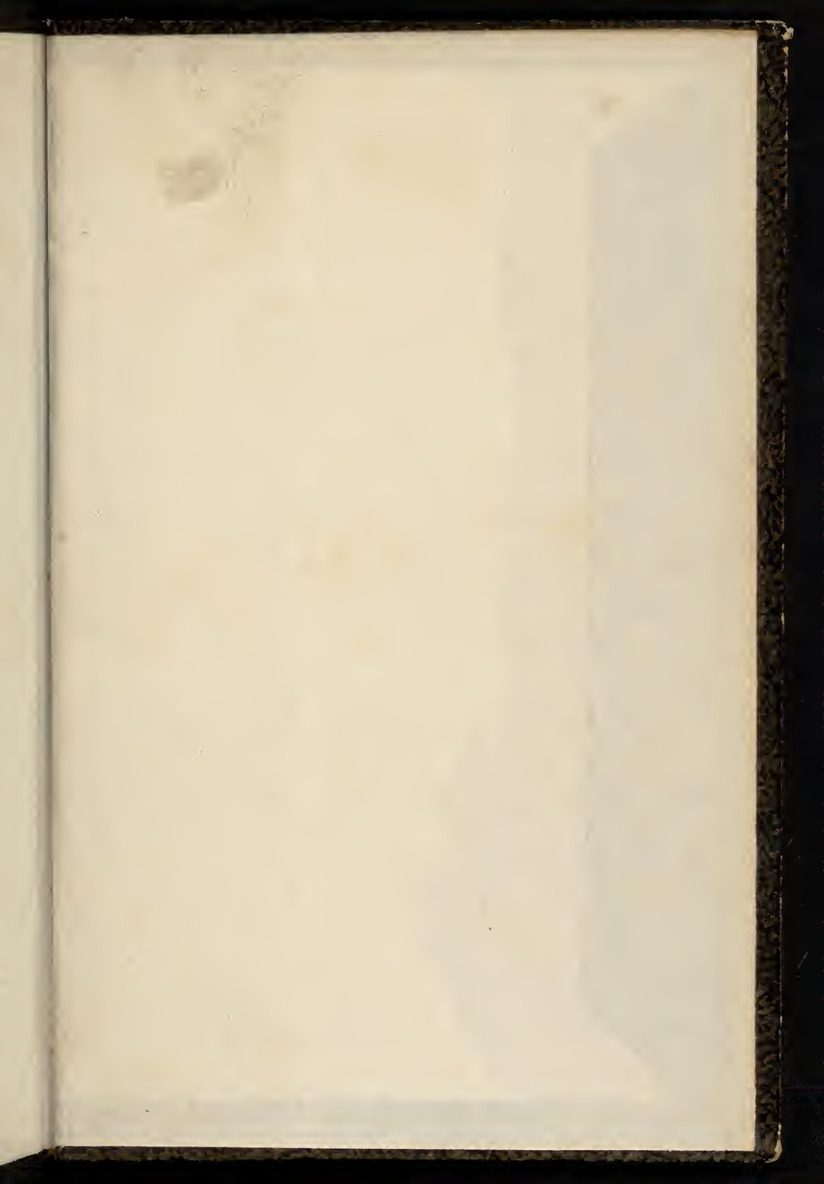
den Scheffel zu stellen, unter dem Vorwand, man dürfe die religiösen Ueberzeugungen und Vorurtheile der Eingebornen nicht stören noch beunruhigen.

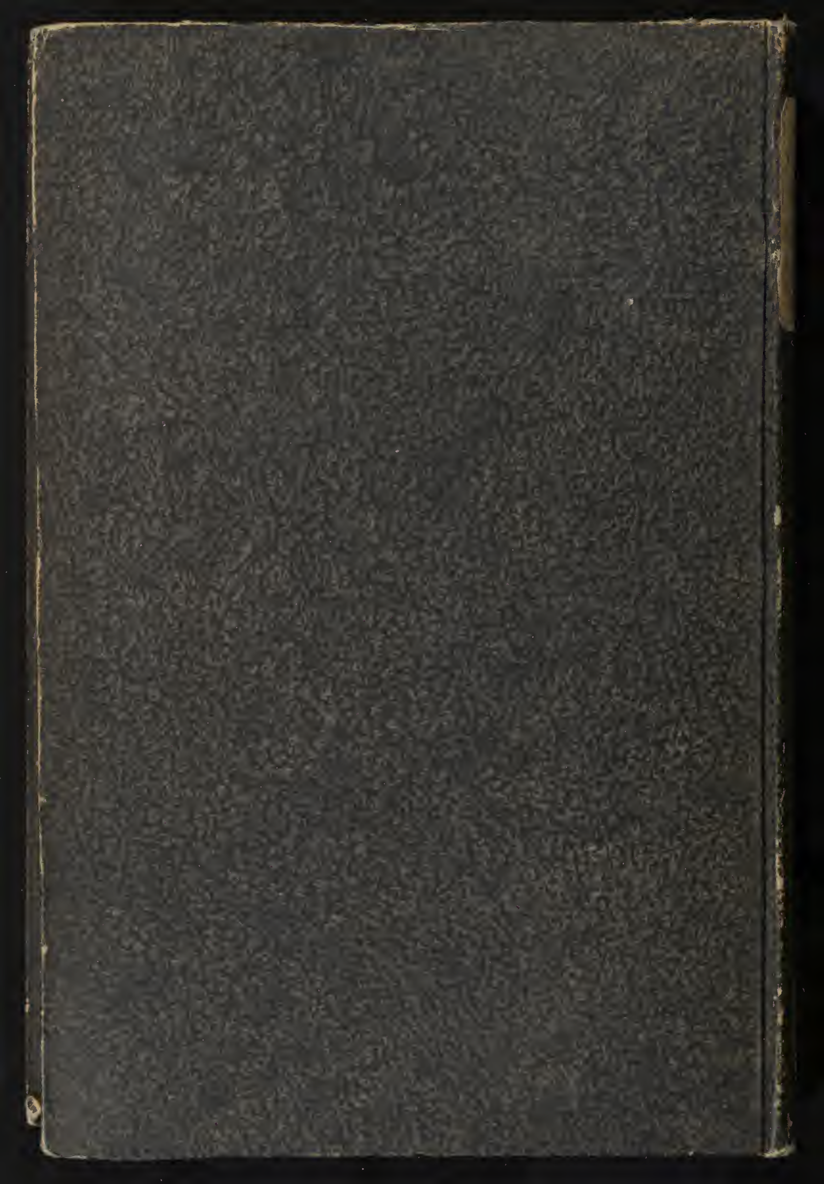
„Das ist Alles hohles und heuchlerisches Zeug. Lasset uns unsern Staatsmännern einen königlicheren Geist, laßt uns ihnen mehr Einfachheit und Wahrheit in ihrer Politik gegenüber den Millionen Indiens erflehen. Mögen sie gerecht sein, und sie haben nichts zu fürchten; mögen sie wahr sein, und der Gott der Wahrheit wird's versehen!"

Missions-Zeitung.

Die Kirchliche MG. in London hat eine herzergreifende Aufforderung zum Gebet für die Yoruba-Mission ergehen lassen. Im letzten März nemlich hat der scheußliche Blutmensch Badahung, König von Dahome, die Yorubastadt Ischagga, welche westlich von Abbeokuta und nahe an der Gränze des Reichs von Dahome liegt, plötzlich überfallen, ein Drittheil der Einwohner erschlagen und den Rest in die Gefangenschaft abgeführt. Unter den letztern befand sich der eingeborene Katechist Thomas Doherty und die kleine Christengemeinde von Ischagga. Alle diese Gefangenen sind zur Abschlachtung bei den scheußlichen Todtenfeiern in der Hauptstadt bestimmt, und viele unter ihnen sind bereits geopfert worden. Doherty wurde an einen großen Baum genagelt (gekreuzigt) und zu Tode gequält, während 60 andere Gefangene enthauptet wurden. Unter der wilden Aufregung, welche diese gräßlichen Blutscenen hervorriefen, versprach Badahung seinen Soldaten (bekanntlich theilweise blutdürstige Weiber, welche mitfechten), sie im November dieses Jahres gegen Abbeokuta zu führen, um an dieser Stadt die Schlappe zu rächen, die er 1851 dort erlitten. In dieser Stadt aber befinden sich 1500 Christen, wovon 500 Kommunikanten sind; ferner drei europäische Missionare (unter ihnen Miss. Bühler), zwei eingeb. ordinirte Missionare, ein europ. Arzt und drei europ. Katechisten. Zugleich muß man sich erinnern, daß, während die Dahomier vom Westen her auf Abbeokuta marschiren, auch von Osten her ein anderer Feind (die Ibadaner) gegen sie im Felde liegen. Auch ist die Stadt nicht so wohlgerüstet, wie 1851.

Die Lage ist sehr ernst. Die Mission in Abbeokuta gehört zu den schönsten und gesegnetsten unsrer Zeit. Menschliche Hülfe ist da unmöglich. Da muß der Herr der Heerschaaren selbst rettend eingreifen. Er kanns und wills! Darum lasset uns für Yoruba, für Abbeokuta beten.





Alphonse François Lacroix.

Dritte Abtheilung.

---

1. Lacroix' Familienleben.

„Mein Vater! Die Lippe bebt, das Auge feuchtet sich, wenn ich an ihn denke. Wie gewaltig ist doch das Band, das mich an ihn fesselt! Da steht er vor mir, so männlich und doch so zart, — wie Jemand von ihm sagte: so ritterlich ohne alle Rüstung. Ich danke Gott, daß ich bis zum sechzehnten Jahre bei ihm und bei der Mutter bleiben durfte; ein Glück, das wenigen Missionskindern zu Theil wird." Mit diesen Worten ungefähr fängt Lacroix' älteste Tochter, Hanna Mullens, ihres Vaters Leben im heimischen Kreise zu schildern an; und wer an dem strebsamen Jüngling, an dem Wirken des Mannes in seinem Beruf, an seinen Erlebnissen in mannigfacher Umgebung Antheil genommen hat, der wird ihn auch gerne im engen Rahmen des Hauses sehen und an dem edlen Menschen seine Freude haben.

Wie hatte er nur die Kinder so lieb, nicht blos die herangewachsenen, sondern auch die Säuglinge, an denen die meisten Männer so kühl vorübergehen! Hatte er seine Lust an allen Geschöpfen, so blieb ihm doch der Mensch das liebste, und fast um so lieber, je frischer er so zu sagen aus Gottes Händen kam. Ein neugeborenes Kindlein schien ihm die Verkörperung von allem Köstlichen, das es in dieser tiefgesunkenen Menschenwelt noch geben kann, eine Knospe so vollkommen und lieblich, als immer die Blüthe sein konnte, die sich daraus entwickeln sollte. Dabei dachte er immer wieder an das heilige Kind von Bethlehem und Nazareth. „Welch' unaussprechliche Schätze," konnte er sagen, „von sittlichem und intellectuellem Einfluß